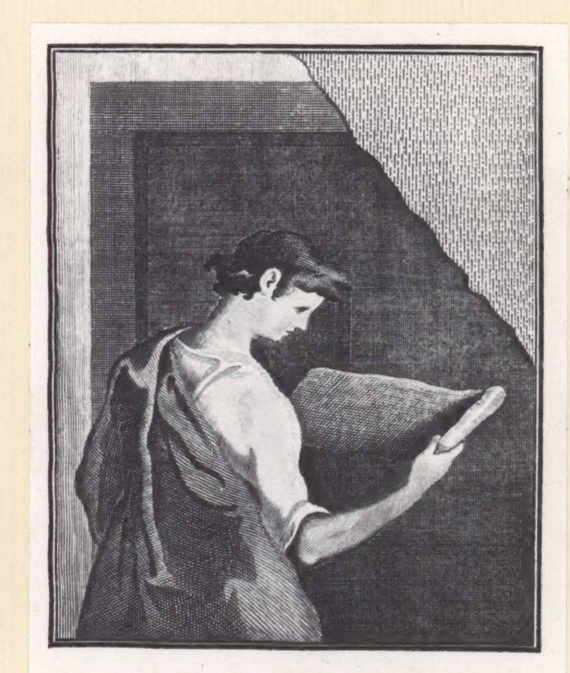
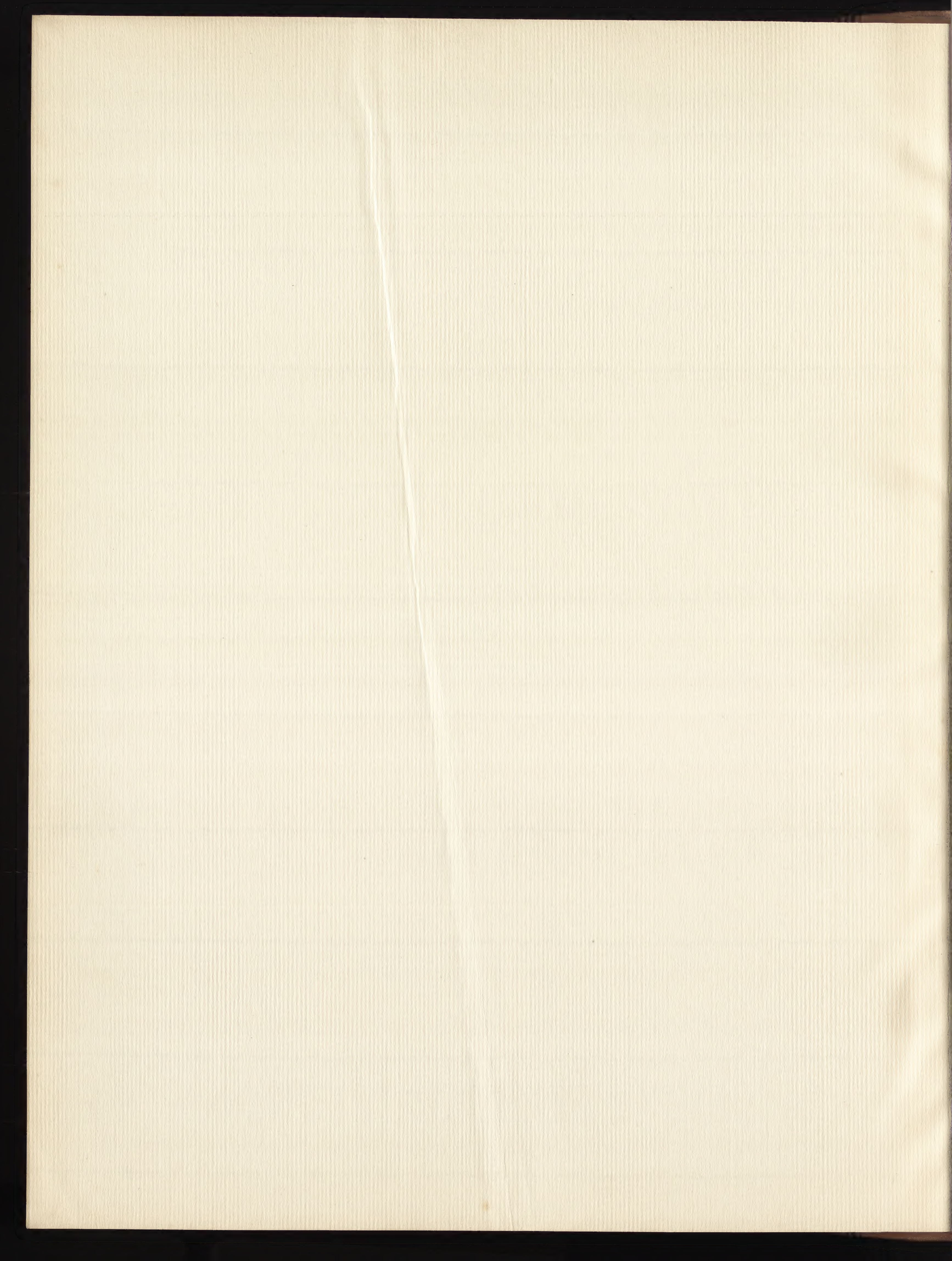
Jahrbuch der Gesellschaft Hamburger Kunstfreunde

1 9 0 7





JAHRBUCH DER GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE

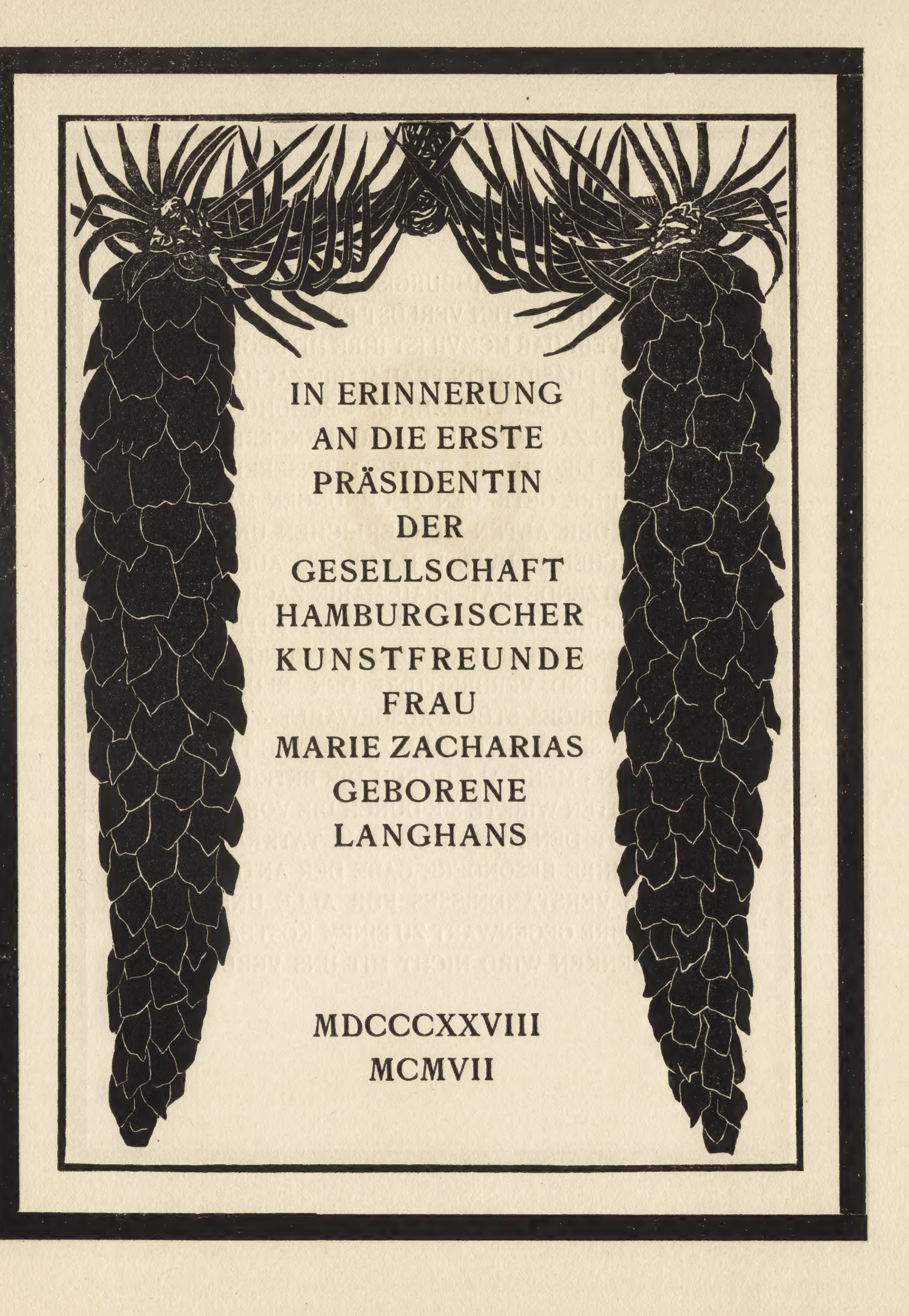
XIII. BAND

HAMBURG 1907
LÜTCKE & WULFF



ALS MANUSKRIPT GEDRUCKT

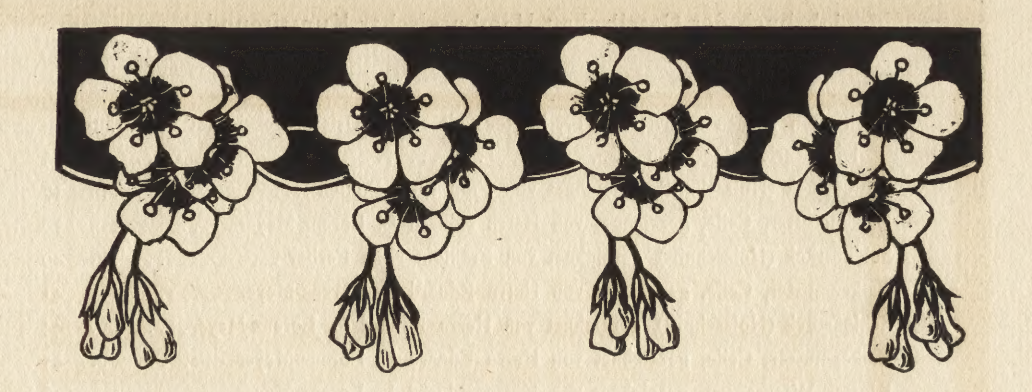
EXEMPLAR No. 61



IN ERINNERUNG
AN DIE ERSTE
PRÄSIDENTIN
DER
GESELLSCHAFT
HAMBURGISCHER
KUNSTFREUNDE
FRAU
MARIE ZACHARIAS
GEBORENE
LANGHANS

MDCCCXXVIII
MCMVII

DIE GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE HAT DEN SCHWERSTEN VERLUST ERLITTEN · AM DREIZEHNTEN FEBRUAR MCMVII IST IHRE MITBEGRÜNDERIN UND ERSTE PRÄSIDENTIN FRAU MARIE ZACHARIAS VERSCHIEDEN · IN DEN VIELJÄHRIGEN BEMÜHUNGEN VON FRAU MARIE ZACHARIAS UND IHREM ENGEREN FREUNDESKREISE LIEGEN DIE WURZELN UNSERER GESELLSCHAFT · IHRE GETREUEN ZEICHNUNGEN HABEN UNS EIN BILD DER ALTEN BÜRGERLICHEN UND KLEINBÜRGERLICHEN BAUWEISE HAMBURGS AUFBEWAHRT ALS VORSITZENDE HAT FRAU MARIE ZACHARIAS DAS ARBEITSGEBIET DER GESELLSCHAFT MITBESTIMMT UND SICH SELBST IN DER ÜBERWACHUNG DER HERSTELLUNG UND VERBREITUNG DER BLUMENVASEN EIN SCHWIERIGES STÜCK AUSGEWÄHLT · DEM JAHRBUCH WAR SIE FÜR WORT UND BILD EINE TREUE MITARBEITERIN · MEHR ALS DURCH DIE BETEILIGUNG AN DEN ARBEITEN WIRKTE SIE DURCH DIE VORNEHMHEIT UND ANMUT DEN HUMOR UND DIE TATKRAFT IHRES WESENS · IHRE BESONDERE GABE DER ANTEILNAHME UND DES VERSTÄNDNISSES FÜR ALLE UND ALLES MACHTE IHRE GEGENWART ZU EINEM KOSTBAREN GUT IHR ANDENKEN WIRD NICHT MIT UNS VERLÖSCHEN



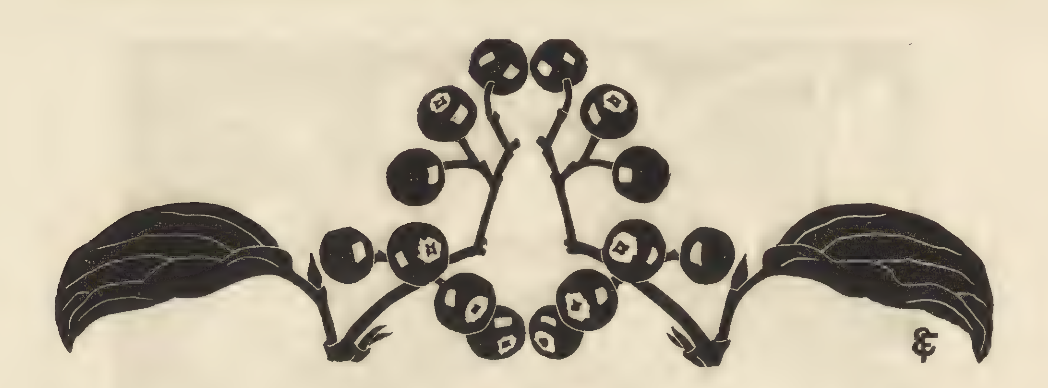
VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Die Holzschnitte sind von Frau Dr. Engel-Reimers und Fräulein Erna Ferber geschnitten.






EIN STÜCK
DEUTSCHLAND
VOM
KRAFTWAGEN AUS



Ein schwedischer Künstler, der die Schönheit und Eigenart seines Heimatlandes auszudrücken vermocht hat wie kaum ein anderer vor und neben ihm, hegte den Wunsch, ein Stück Norddeutschland außerhalb der großen Reisestraße kennen zu lernen, die Landschaft, die Dörfer und die mittleren und kleineren Städte. Er holte mich in Hamburg mit seinem Kraftwagen ab, und vom 19. bis 22. Oktober sind wir bei dem warmen Sommerwetter dieses Herbstes im weiten Bogen über Braunschweig, Kassel und das Lahntal nach Kochem gefahren.

Es sollte ein allgemeiner Eindruck von der deutschen Landschaft und den deutschen Siedlungen gewonnen werden, die Bilder sollten sich häufen und sich ergänzen, damit etwas wie eine typische Vorstellung von dem Wesen der deutschen Landschaft, des deutschen Dorfes und der deutschen Mittel- und Kleinstadt gewonnen würde, ungefähr, wie wenn man dreißig Fußballspieler, dreißig Wettruderer, dreißig Offiziere je auf einer Platte übereinander photographiert und durch die Häufung der gleichartigen Züge, die der Beruf dem Gesicht eingräbt, den Typus des Fußballspielers, des Ruderers oder des Offiziers erhält.

Wir wollten uns nirgend aufhalten, um alle Einzelheiten zu studieren, höchstens daß wir, wo ein großes Kunstwerk, ein seltener Bauorganismus zu sehen war, Halt machen wollten, um dieses eine Werk zu genießen.

Ich habe so viel Anregung und Freude davon gehabt, daß ich die Erinnerung an dieses köstliche Erlebnis festhalten möchte.

Den Tag vor der Abreise hatte ich dem Künstler und seinem Begleiter, einem schwedischen Offizier, unsere Sammlungen gezeigt und sie auf einem Ausflug nach der Elbe begleitet.

Die Temperamente, Interessen und Erfahrungen des Künstlers und seiner beiden Gäste ergänzten sich so günstig, daß eine behagliche und anregende Reisestimmung von vornherein gewährleistet war. Von der ersten Stunde an war das Einvernehmen so sicher und gleichmäßig, als hätten wir schon einmal eine solche Fahrt gemacht. Diese Grundstimmung ist auf dem Auto noch wichtiger als auf dem Schiffe, weil man noch mehr aufeinander angewiesen und einander räumlich näher bleibt.

Früh um acht brachen wir in Hamburg vom Hotel aus auf. Noch ehe wir in die nächste Straße eingebogen waren, wurde mir klar, daß dem Künstler und seinem Begleiter keine traumverlorene, müßige Spazierfahrt bevorstand, sondern eine ernste Verantwortung für jeden Augenblick der Reise. Denn der Fahrer war nie über Schweden hinausgekommen, konnte sich auf Deutsch nicht verständlich machen und natürlich aus den Karten die Straßen nicht im Kopf haben. Mit den Karten auf dem Schoß beobachteten die Herren unausgesetzt die Straßen und gaben kurze Anweisungen über die Richtung. Es kam hinzu, daß, da in Schweden wie in England links ausgewichen wird, der Fahrer sich anfangs alle Entschlüsse erst von links auf rechts übertragen mußte. Aber es ging alles sehr gut. Meistens genügten die kurzen Richtungs- und Schnelligkeitsrufe. Auf den Landstraßen konnte der Fahrer allein fertig werden. Nur in der Nähe der Dörfer und Städte, namentlich in den unübersichtlichen Dörfern Hessens, mußte gefragt werden, denn hier reichten die Karten nicht aus. Es war bewundernswert, wie ruhig und ohne Aufregung alles vor sich ging. Das mochte wohl mit davon herrühren, daß beide als Offiziere das Befehlen und der Fahrer als früherer Soldat das Gehorchen gewöhnt waren. Der Fahrer hatte auch offenbar sehr gute Nerven und rasches Auffassungsvermögen. An die umgekehrte Straßenordnung fand er sofort Anschluß.

Vorsichtig wurden die Straßen bis zur Elbbrücke genommen, die große Chaussee in Wilhelmsburg erlaubte tiefere Atemzüge, und als das schwierige Harburg überwunden war, konnte auf den endlosen Chausseen nach Herzenslust ausgeholt werden.





LÜNEBURG

Mitten im Getümmel des Wochenmarkts hielten wir beim Rathaus zwischen Stellwagen und Karren.

Lüneburg, Lübeck und Bremen — ich bin nicht sicher, ob wir uns in Hamburg recht bewußt sind, was uns diese drei Nachbarstädte für die lebendige Anschauung der Geschichte bieten können.

Über der wogenden Fläche der Köpfe und Rücken auf dem Markt stieg die Barockfassade des Rathauses empor, die als Krone einen durchbrochenen Turm trägt, mit köstlichem Grün der Kupferbekleidung. Alle Jahrhunderte seit dem grundlegenden gotischen Bau haben an dem weitläufigen Gebäude gebaut, geflickt und geschmückt. Nur das neunzehnte hat sich zum Glück sehr vorsichtig zurückgehalten. Es hat wohl hie und da umgewandelt und neu eingerichtet, aber es hat nicht eigentlich restauriert. Das Wesentliche ist unberührt geblieben. Und das gibt diesem weder äußerlich noch innerlich nach einheitlichem Plan errichteten Bauwerk seinen seltenen Wert.

An der Hauptseite ist wie in Lübeck und Bremen der gotische Körper erst unter der Hülle einer späteren Architektur zu erkennen. Es ist bei diesem Umbau des späten Barock in Lüneburg anders verfahren als in Lübeck und Bremen. In Lübeck hat man vor den alten Ziegelbau äußerlich und innerlich unvermittelt die bekannte graue Sandsteinloggia gelegt, zierliche, kleine, spielende Formen aus der Fremde importiert, eine Zeit ohne Selbständigkeit und Willen verratend, die noch im Besitz von Mitteln ist, aber keine Größe mehr in sich hat. Ruhig und stolz und halb verdeckt erhebt sich dahinter die machtvolle turmgegliederte Backsteinwand der Fassade aus der großen Zeit politischer

Lebenskraft. Bremen hat etwas später sein altes gotisches Rathaus vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in ein spitzenbesetztes Hofgewand gesteckt. Aber es hat die alten gotischen Portale an den Schmalseiten nicht durch neue ersetzt und hat die wundervollen Propheten- und Kaiserstatuen des ersten Baus an den ruhigen Backsteinfassaden auf ihren alten Sockeln gelassen (gibt es ein zweites Mal in Deutschland so köstliche dekorative Figuren vor der Mauer?). Hier hat sich das Starke und Große des ersten Bauwerks mit der Anmut und Zierlichkeit des späteren Schmuckes zu einem so fröhlichen und einheitlichen Gebilde zusammengefügt, daß man die Einzelbestandteile erst suchen muß.

In der Lüneburger Rathausfassade nichts von dem fast beklemmenden Kontrast der beiden Bauteile und Bauzeiten, zwischen denen eine Vermittlung gar nicht gesucht wird, wie in Lübeck, nichts von dem märchenhaften Prunk des Bremer Rathauses. Der Barockarchitekt hat, so gut es ging, die Spuren der gotischen Fassade beseitigt. Das gewaltige Haus stand mit dem Giebel zum Markt. Die Fassade strebte mit einem System von Mauerpfeilern empor, die oben als zierliche Türmchen noch ein Stück über den Dachrand emporstiegen und Wimpeln trugen. Diese Türmchen sind heruntergebrochen, die Pfeiler an der Wand sind stehen geblieben und haben Nischen für allegorische Figuren erhalten. Über dem Giebel erhebt sich der reizende durchbrochene Turm. Unter dem Gebälk, den Profilen und Fensterverdachungen der grauen Fassade von 1720 regt sich überall das Knochengerüst der gotischen Fassade.

Das ist der heutige Zustand, im Wesen in allen drei Städten derselbe, ein gotischer Kern von einer Renaissancehülle bedeckt, ein Symbol der Stadtgeschichte und des Verlaufs unserer Bildung. Hinter diesem heutigen Zustand suchen wir nun den ältesten, nicht um zu wissen, wie es gewesen ist, denn Tatsachen an sich haben nicht viel Wert, sondern weil diese drei Bauten einem der seltenen Zeitalter entstammen, die Keime bilden konnten. Ihre älteste Gestalt kann uns Aufschluß geben über die selbständigen Versuche unseres Stammes, die Form einer bürgerlichen Monumentalität zu finden.

Es gab in diesen mittelalterlichen Städten anfangs nur die kirchliche Form der Monumentalität mit ihren Bautypen der Kirche, des Kreuzgangs und des Klosters. Alle diese Formen waren von der Geistlichkeit eingeführt und blieben ohne Triebkraft für das Gebiet der bürgerlichen Baukunst. Typisch dafür

ist der Kreuzgang: es ist eine Bauform, die ohne Rücksicht auf das nordische Klima aus dem Süden zu uns verpflanzt wurde, und die im Norden kein Bürgerrecht gewinnen konnte.

Auch das Rathaus wurde an keine Form kirchlicher Baukunst angelehnt. Es war anfangs nichts anderes als ein Bürgerhaus und stammte mit diesem vom Bauernhause ab, das der Landmann, als er in die Stadt ging, in seiner Vorstellung vom Wohnhaus mitbrachte. In fast allen nordischen Städten liegt das städtische Haus bekanntlich genau wie das Bauernhaus mit der Schmalseite nach der Straße.

Diesem Bauernhaus glichen auch die ersten Rathäuser. Sie enthielten außer einem großen Versammlungsraum für die Beratungen der Bürger wohl auch einen großen Raum für den Verkauf kostbarer Waren, namentlich des Tuches.

Was wir nun heute über der späteren Sandsteinloggia von dem ältesten Lübecker Rathaus erblicken, ist eine sehr hohe Wand mit drei als Türme ausgebildeten Mauerpfeilern. Die Wand ist oben schräge abgedeckt und von zwei Löchern durchbrochen, die an die Rosenfenster der Kirche erinnern. Aber man sieht durch sie hindurch gegen ferne Bauteile oder gegen den Himmel. Solche Bauformen gibt es in der modernen Kunst nicht mehr. Wie sind sie entstanden? Was hatten sie zu bedeuten?

Die genauere Untersuchung lehrt, daß das Lübecker Rathaus ursprünglich aus zwei Häusern bestand, die mit der Schmalseite nach dem Platze lagen und einen Hof zwischen sich hatten. Der heute noch benutzte Ratskeller aber ging unter den Hof weg und faßte die beiden Bauten unten zusammen. Der westliche war Kaufhalle, der östliche Ratshalle. So lagen sie anfangs für sich wie zwei einfache Bürgerhäuser. Bei einem späteren Umbau stellte sich das Bedürfnis heraus, die ganze Gruppe zu einer Einheit zusammenzuschließen, und man kam auf den kühnen Gedanken, in der Höhe der Dachfirste die Fassaden quer über den Hof zu einer einzigen großen Mauer zusammenwachsen zu lassen. Das ist ein unbeholfener, fast kindlicher Versuch, große Form zu schaffen. Man ging dabei jedoch auf keinerlei Täuschung aus. Wo die Mauer an der Rückseite kein Dach hinter sich hatte, wurde sie an zwei Stellen mit jenen großen runden Löchern durchbrochen, die wie Fensterrosen gotischer Kirchen drinsitzen. Wie das Rathaus nun dastand, sah es mit seiner schweren Masse anders aus als alle Bürgerhäuser in der Stadt. So ungeschlacht dies neue Baumotiv eigentlich ist, hat es doch Nachahmung

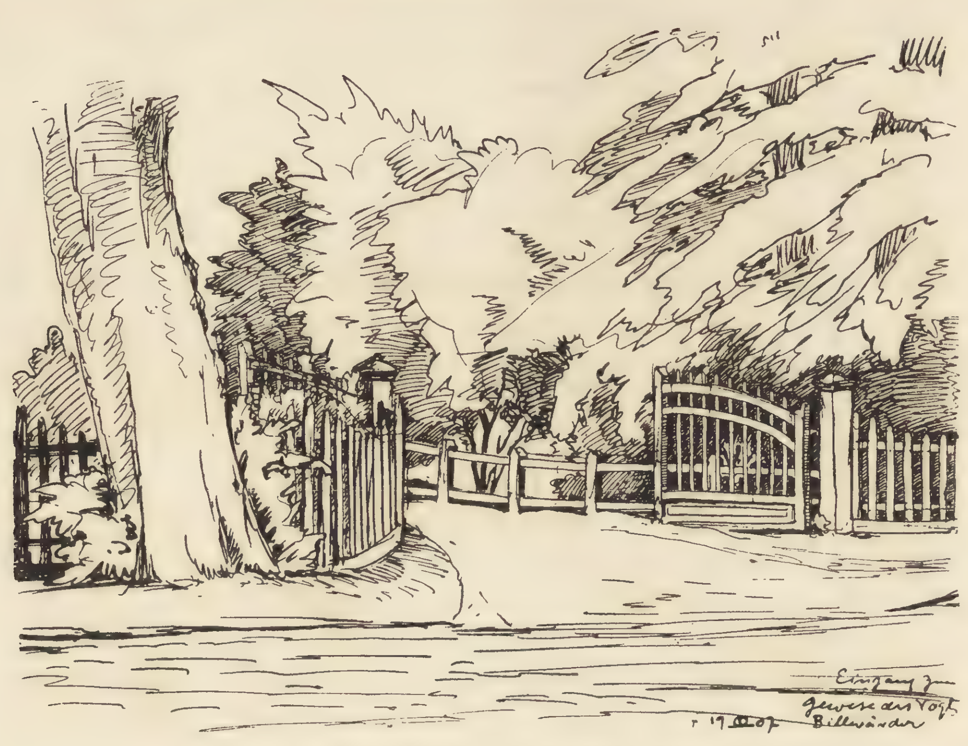
und Weiterbildung erfahren, in Lübeck selbst über dem — spätern — Kriegszimmer des Rathauses, am reizvollsten wohl im Stralsunder Rathaus.

Bremen verfuhr ganz anders. Es ließ vom Langhaus, wie Bürger und Bauer es sich errichteten, ebenfalls nicht ab. Doch baute es nur eins, das unten die Kaufhalle, oben die Ratshalle enthielt. Die Räume sind heute noch da. Aber es stellte das Rathaus nicht mit der Schmalseite, sondern mit einer Längswand an den Rathausmarkt. Da das Haus zwei Stockwerke besaß und ein hohes Dach darüber, so war mit einem Schlage die Monumentalität der breiten Palastfassade gewonnen, denn die Fassade nach dem Markt wurde mit hohen Fenstern im Erdgeschoß, mit noch höheren im ersten Stock und dazu noch mit lebensgroßen Sandsteinfiguren geschmückt. Die Eingänge ließ man an den Schmalseiten, wo sie heute noch zu sehen sind. Die Langseite am Markt bekam weder Tür noch Portal, dafür aber den Schmuck der Kaiser- und Kurfürstenstatuen, die noch heute zu dem Besten gehören, was die schmückende Kunst in Deutschland hervorgebracht hat.

In Lüneburg ist man noch wieder andere Wege gegangen. Hier ist die erste Anlage von außen kaum erratbar, ein schlichter kleiner Bau mit der Fassade auf einer Seitenstraße nach Osten. Parallel damit wurde, als diese Behausung nicht reichte, später die Gerichtslaube gebaut, und schließlich mit der Front nach dem Markt, im rechten Winkel zu den älteren Bauten, der große Fürstensaal als Fest- und Tanzsaal der vornehmen Familien. Aber die Fassade dieses Festsaals erschien zu schmal für den breiten Markt. Flugs baute man in allen Stockwerken einen Raum daran. Wie es scheint, dienten diese Gemächer keinem notwendigen Zweck, sondern sie sollten nur die Möglichkeit bieten, die Giebelfassade ein Joch breiter anzulegen.

So haben die drei Städte, jede auf besondere Art, die Aufgabe erfüllt, die ihre Zeit verlangte: eine imponierende Fassade zu schaffen, und das heißt eine Form der Monumentalität für die bürgerliche Baukunst, die das Staatsgebäude vom Bürgerhaus nicht nur durch die Größe, sondern im Stil unterscheidet.

Lüneburg blieb dabei nicht stehen. Es errichtete auf demselben Grundstück noch ein ganz besonders schönes kleines Archivgebäude. Dies hatte bis zum ersten Stock nach der Straße hin eine schlichte, gänzlich undurchbrochene Mauer, leer, ohne Ornament, ohne Fenster oder irgend eine andere Unterbrechung. Über dieser großen ruhigen Fläche saßen die überaus zierlichen schmalen Fenster



BILLWÄRDER, EINGANG ZUM GEWESE DES VOGTS

zu zwei Gruppen vereint, und die beiden Räume dahinter sind mit zierlichen Gewölben bedeckt. Es ist ein entzückendes kleines Palais. Jetzt hat man in dem ruhigen, einst tür- und fensterlosen Unterbau zwei moderne Fenster durchgebrochen, und damit ist das Haus seines Kontrastes beraubt, es ist ein Witz mit flauer Pointe. Und an dies kleine Juwel von Bewegungs- und Massenkontrasten schloß sich, nach der Rückseite um die Ecke geführt, noch das mächtige spätgotische Kämmereigebäude mit der schönen Dekoration von Friesen mit schräg eingefügten Wappenschildern.

Dies alte Lüneburger Rathaus haben wir außen und innen sehr genau besehen. Denn in ganz Deutschland gibt es, Regensburg vielleicht ausgenommen, kein Rathaus, das innen seine alte Einrichtung so treu bewahrt hätte, und überhaupt keins, das inwendig so mannigfaltig und so malerisch angelegt wäre. Da ist die große »Laube« mit ihren herrlichen Glasfenstern des fünfzehnten Jahrhunderts — als Ideale der wehrhaften Kaufmannschaft die drei jüdischen, christlichen und heidnischen Helden vor Augen stellend in lebensgroßen



BILLWÄRDER AUSSCHLAG

Figuren, ganz unbekümmert, daß gegenüber auf der Wand Christus zwischen Maria und Johannes als Weltenrichter erscheint —, das alte Archiv, ein reizendes Zimmerchen mit Kreuzgewölbe und allen alten Wandschränken —, die Bürgermeisterkürkammer, die man durch einen dunkeln Gang erreicht, ein heimliches Gemach mit der vollständig erhaltenen Einrichtung und, was sonst kaum vorkommt, den reizendsten Glasgemälden, vier Bürgermeister Lüneburgs in ganzer Figur. Eine echt bürgerliche Kühnheit, dort Bildnisse erscheinen zu lassen, wo sonst nur Heilige sich regen durften; die Schreibstube mit der alten Bemalung von Decken und Wänden und der ganzen alten Einrichtung. Diese drei Räume sind von der gewölbten Laube, wo die Sitzungen stattfanden, zugänglich, weil sie mit ihr einen einheitlichen Organismus bilden. Zum Schluß kam noch der Fürstensaal (der Festsaal) an die Reihe und der spätere (und heutige) Sitzungssaal des Rats in der prachtvollen Ausstattung Arnolds von Soost.

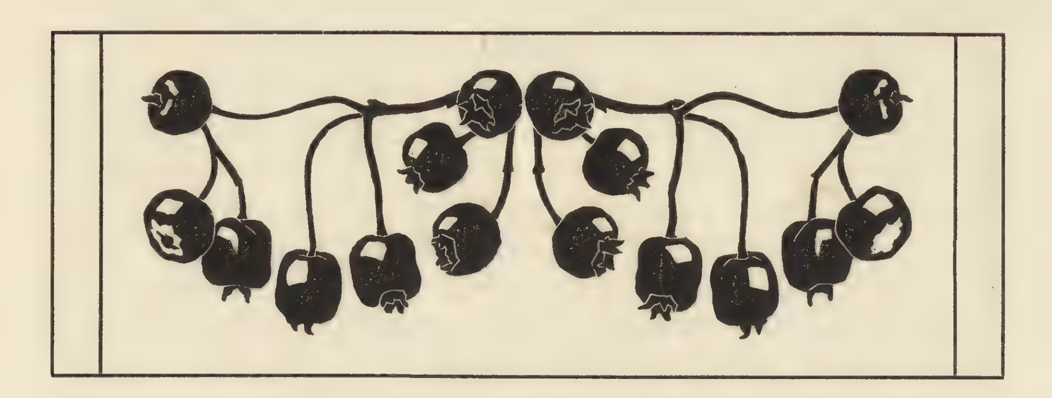
Zu Fuß sind wir dann durch die malerischen alten Straßen gewandelt.

Erst nach der Dienerreihe, wo wir einen wohlerhaltenen und heute noch benutzten Beischlag begrüßten. Der Künstler war besonders erfreut, einmal in Wirklichkeit einen solchen Beischlag zu sehen. Er kannte diese reizvolle Form aus den Jahrbüchern der Gesellschaft hamburgischer Kunstfreunde und hatte die schwedischen Architekten auf die Verwendbarkeit für kleine Landhäuser aufmerksam gemacht. Sie haben das Motiv mit Eifer aufgenommen. Nachher sahen wir »am Sande« in Lüneburg noch einige weitere Beispiele. Dann suchten wir die Johanniskirche, die alten Wassermühlen, den Kran, das Kaufhaus und den Viskuhlenhof auf, der hinter dem Wohnpalast des Handelsherrn die Hofwohnungen seiner Dienstleute enthält, zu denen man heute noch mit Treppen außen an der Wand hinaufsteigt, und schließlich Kloster Lüne.

Wir haben freilich lange nicht alles gesehen, was Lüneburg aufbewahrt hat. Aber wir nahmen doch ein sehr lebhaftes Bild der malerischen Schönheit dieser alten Heidestadt mit.

Auch Lüneburg hat seit einem Jahrzehnt ein eigenes Museumsgebäude und besitzt darin eine sehr ansehnliche Sammlung, die bis in die vorgeschichtliche Zeit zurückreicht. Ich habe nicht den Mut gehabt, daran zu erinnern, daß es da ist. Denn das Gebäude ist mit gutem Willen nach dem bestehenden schädlichen aber als kanonisch geltenden Schema gebaut, und eben deshalb völlig untauglich für die würdige Aufstellung der Sammlungsgegenstände. Es kann im besten Falle nur als ein anständiges Magazin wirken. Wie viel Geld ist dafür weggeworfen? Alle Beteiligten haben sicher das Beste gewollt. Auch der Architekt. Wie kommt es, daß immer wieder solche Katastrophen eintreten müssen? Rund heraus, weil niemand die Architektur ganz ernst nimmt, auch der Architekt nicht. Solange die Behörde, die als Bauherr auftritt, sich ihrer Verantwortlichkeit vor Zeit und Ewigkeit nicht bewußt ist, fühlt auch der Architekt keine Veranlassung, sich im einzelnen Falle in den Dienst der Aufgabe zu stellen, statt Architektur an sich bauen, die in demselben Augenblick wertlos wird, wo der Bewohner einzieht.

Draußen sahen wir uns um und grüßten noch einmal die stolze Silhouette. Dann sausten wir auf der langen Heidechaussee unserm nächsten Ziel, Uelzen, zu.



UELZEN

Eine niedliche kleine Stadt, die einen Ausflug von Hamburg sehr wohl verdient. Wir machten Halt, um unser Frühstück einzunehmen. Der Gasthof »Stadt Hamburg« war mir von früher bekannt. Wir trafen gerade zum Mittagessen ein und konnten uns aus der Speisenfolge wählen. Es schien keine einfache Sache, mit verwöhnten Menschen durch kleine deutsche Städte zu reisen, und ich erwartete, es möchte wohl dann und wann allerlei zu wünschen übrig bleiben. Zum Glück kam es anders, denn wir wählten überall die einfachen Gerichte, die bei gutem Willen nicht so leicht mißlingen, und hüteten uns vor den Braten mit der »Wirtshaussauce«, einer deutschen Spezialität, die hoffentlich im Aussterben ist. Ich habe bei dieser Gelegenheit gelernt, daß im Ausland die eingekochten und nur wenig oder überhaupt nicht gezuckerten Früchte als ein Sondergebiet der deutschen Küche gelten. In der Tat bekamen wir sie bis an die Mosel hin überall in vorzüglicher Bereitung, und ich erinnere mich wirklich nicht, daß ich im Ausland eine ähnliche Zubereitungsart gefunden habe.

Gleich nach dem Frühstück ging es weiter. Ich hätte in Uelzen gern noch eine alte Bekannte begrüßt, eine Haustür aus dem siebzehnten Jahrhundert, fast die einzige ihres Alters, die ich kenne. Denn Haustüren pflegen selten viel älter zu werden als hundert bis hundertfünfzig Jahre. Aber da unser Weg nicht vorüberführte, mußte ich mir das Wiedersehen mit der ehrwürdigen, in den ganzen ornamentalen Prunk ihrer Zeit gekleideten Greisin auf spätere Zeit versparen.

Sehr hübsche alte Straßenbilder fingen wir im Vorbeigleiten auf.

CELLE

Celle war mir bisher noch unbekannt geblieben, ich schäme mich, es zu gestehen. Unser Besuch galt vor allem dem Schloß, das noch 1865 von der hannoverschen Königsfamilie zeitweise bewohnt wurde und seinen traurigen Ruhm als Gefängnis der Königin Karoline Mathilde von Dänemark erworben hat.

Aber die Blicke auf den Markt und in die Straßen und auf die Fassade des neuen höchst stattlichen Museums beschwerten mein Gewissen. Ich wußte, wie reich Celle an alten guten Häusern war, und hatte mir des öftern vorgenommen, dort einen Zug zu überschlagen. Es war jedoch nie dazu gekommen. Jetzt aber habe ich bei der raschen Durchquerung der Stadt blitzartige Eindrücke von schönen ungestört erhaltenen Straßen mitgenommen, deren zierliche, nicht sehr hohe und ziemlich schmale Fachwerkhäuser mit ihren roten Dächern mir sehr lebhaft den Häusertypus des 17. Jahrhunderts auf den Bildern und Handzeichnungen des Hamburger Malers Scheits ins Gedächtnis riefen. Auch einige ganz neue Straßenhäuser, die wir im Fluge sahen, schienen nicht übel. Das Schloß hat im Äußern die Spuren vieler Bauzeiten und ist im Innern wesentlich modern eingerichtet. Aber es besitzt in der von Frans Floris und seinen Schülern ausgemalten Schloßkapelle ein kunstgeschichtliches Unikum in Deutschland. Der Künstler bemerkte, er hätte hier erst eigentlich den Eindruck bekommen, wie viel Rubens doch von seinen Vorgängern als bereitetes Erbe habe übernehmen können.

HANNOVER

Vorstädte so öde und barbarisch, wie sie jede andere deutsche Großstadt umlagern. Wohnkasernen ohne Charakter, am erträglichsten, wenn sie nichts als Wand und Fensterlöcher sind. Nachdem wir einen Morgen in dem von architektonischem Eigenwillen aller Jahrhunderte übersprudelnden Lüneburg verbracht und das köstliche Celle in frischer Erinnerung hatten, traf uns dieser Anblick der modernen Großstadt wie ein kalter Luftstrom.

Wer sich ein Bild dieser endlosen düstern Straßen, in denen Vierfünftel der Bevölkerung unserer Großstädte hausen muß, ins Gedächtnis ruft, mit den Durchblicken auf Hinterwohnungen, deren Fenster wie um ein Brunnenloch gebaut sind, Fahrdamm und Bürgersteig von spielenden Kindern überschwärmt, die vielleicht in ihrem Leben noch keinen Fuß auf eine Wiese gesetzt haben,

die nie die Wonne kosten durften, sich in der Krone eines Baumes vom Winde schaukeln zu lassen — wer nur in der Vorstellung sich in diese Wüsten versetzt, fühlt sich wie eingemauert.

Hannover besitzt noch den reizvollen alten Kern um das köstliche alte Rathaus — eins der schönsten im ganzen Norden — und am hohen Flußufer, von dem die Stadt ihren Namen trägt. Wir begnügten uns mit einem Blick in die alten Stadtteile, die es an malerischer Schönheit mit dem Besten in allen Nachbarstädten aufnehmen, und eilten an den neuen Prunkbauten vorüber ins Freie. Unser Weg führte leider nicht an dem neuen Stadtkern vorüber, der sich mit Park und Palästen aller Art um das neue Rathaus entwickelt, eins der anziehendsten Anzeichen, daß die neuen deutschen Großstädte nicht mehr den Zufall für die Gestaltung ihres Bildes sorgen lassen, sondern daß sich in ihnen der Wille zur Schönheit wieder zu regen beginnt und das Gefühl der Verpflichtung.

HILDESHEIM

Wir kamen in der Dämmerung an die Stadt. Straßen und Läden waren hell erleuchtet, auf den Bürgersteigen schoben und drängten sich die Menschen wie in einer Großstadt. Nur waren die Bewegungen langsamer und erweckten die Vorstellung, daß die Wandelnden Zeit hätten und keinem besonderen Ziel zustrebten.

Als wir nach Tisch auf die Straße traten, war sie fast leer, und über Giebel und Dächer floß tageshell das Mondlicht herab. Das mußten wir genießen in dieser wie dafür angelegten Stadt.

Zum Glück hatte nur die Hauptstraße Großstadtbeleuchtung und Riesenläden. Sowie wir in eine der Nebenstraßen einbogen, verschwand das elektrische Licht, und durch weite Dunkelheiten getrennt schimmerten einsame Gaslaternen. Die Erleuchtung der kleinen Läden war erloschen. Hier arbeitete nichts gegen das Mondlicht an. Die Laternen waren nach alter Sitte an den Häusern befestigt, was eine Lichtverteilung abgibt, deren Reiz wir in den großen Städten nicht mehr kennen. Statt daß sich die Lichtquellen auf den Leib rücken, aus der langen Bahn strahlender Läden von beiden Seiten über die Straßen fluten, aus den aufgehängten Monden des Bogenlichts herabquellen, in elektrischen Bahnen vorbeisausen oder an Droschken und Klein-

gefährt über den Fahrdamm zittern, bleibt in diesen dunkeln, gewundenen Straßen das Licht der Straßenlaternen ganz allein, und es kann ungestört seine Strahlen aussenden, bis sie in die Nacht versinken. Wo das Licht an einer Hauswand sitzt, kann es sich im dunkeln Raum der Straße völlig ausleben. Über die hell widerstrahlende Hauswand hinter ihm jagt es den langen scharfen Schatten eines Kopfes aus dem Fries der Architektur oder eines Aushängeschildes, und nach der gegenüberliegenden Häuserflucht schickt es vorsichtige Strahlen, die nur hie und da etwas Ragendes oder Blankes mit tastendem Finger aus dem Dunkel herausheben. Oft läßt sich auch diese eine Lichtquelle abdecken, indem man hinter eine vorspringende Ecke tritt, und dann bleibt der Mondschein ganz allein und geht den geraden Weg alles Lichts, legt sich breit auf den Fahrdamm und wirft die Schatten der Giebel und Dächer, die ihm im Wege stehen, in breiten schweren Massen über die Straßen oder auf die schimmernden Häuserwände. In dieses Dunkel sind die einsamen roten Fenster der erleuchteten Zimmer gebettet. Sie wirken dort fast, als wären sie nur ein heller Farbenfleck.

Was für wunderliche und wunderbare Raumbilder sahen wir auf diesen Straßen.

Der alte Markt vor dem Rathaus war ein köstlicher Spielplatz für den Mondschein. Hier hatte er die phantastische Rathausfassade zu umschmeicheln, mit dem kecken Türmchen, das zwischen niedrigem Giebel aufstrebt, mit dem großen Hauptgiebel und dem kräftigen, fast ganz vom Hauskörper gelösten Eckerker. Hier konnte es in die herbstlichen Baumkronen schlüpfen, mit dem Wasser des rauschenden Brunnens spielen und die Giebel und Türme der hohen Häuser umher auf das Marktpflaster malen. Wir standen an dem Brunnen und wurden nicht müde, uns umzusehen. Das Mondlicht war so hell, daß wir die verwitterten Halbfiguren auf dem hohen Brunnentrog wie bei Tag erkennen konnten, und vielleicht noch etwas besser, denn das Mondlicht malte mit tieferen Schatten. Es waren wieder die heidnischen, jüdischen und christlichen Helden, die das Bürgertum der norddeutschen Städte sich so gern als Vorbilder für ihren irdischen Kampf vor Augen hielt.

An der Andreaskirche vorbei, deren in breiter Masse aufstrebenden Turm der Künstler zurückkehrend immer wieder anstaunen mußte, stiegen wir hinab und dann wieder aus dem Dunkel des Straßentals die vielen Stufen hinauf zum alten Dom. Und dies war das Schönste, was wir sahen. Wir kamen



ALTE TÜR VOM ENDE DES 18. JAHRHUNDERTS IN NEUSTADT AN DER OSTSEE
GEZEICHNET VON FRÄULEIN MARIE WOERMANN

auf die Nordseite, wo ein Baumgang auf die Vorhalle geht und ein kleines Gehölz den Raum des alten Kirchhofs einnimmt. Auf dem weiten Platz erschien uns das Mondlicht noch heller als überall sonst in der Stadt. Am Eingang der alten Allee stehend, sahen wir am andern Ende in der Vorhalle ein Licht, und aus dem Dom drang eine leise Musik. Es war Abendgottesdienst. Das Mondlicht sank durch die schon gelichteten Kronen, und durch die Zweige schimmerte es hell vom Dom her. Ein Farbenton von nie gesehener geisterhafter Schönheit strahlte von den Dächern der niedrigen, einzeln gedeckten Kapellen aus. Es konnte nicht Schiefer sein, was so leuchtete, auch nicht Blei, von dem eine Helligkeit zurückstrahlte, daß es aussah, als ständen die Dächer in Weißglut. Ich erinnerte mich, bei einem Brande einmal gesehen zu haben, wie brennendes Zink vom Dach träufelt mit kalt weißem Licht und grünlichen Schatten. Solch ein Ton war es. Es mußte wohl Kupfer sein, dessen Edelrost in dieser nicht so stark mit Wasser gesättigten Luft einen helleren Ton hatte als bei uns am Wasser, den Ton von Mondschein, der nun durch das Mondlicht, das darauf ruhte, zu einer hellen Glut angefacht wurde.

Als wir uns der dunklen Domwand näherten, machte uns der Künstler auf ein phantastisches Bild aufmerksam, das wir im ersten Augenblick nicht zu deuten vermochten. Im Schatten des Domes unter den Bäumen stand ein Schimmel, über dessen Fell die roten Lichter einer Laterne tanzten. Wir sahen sie nicht, sahen auch ihren Träger nicht gleich, der an der Domwand umherzuirren schien. Was hatte er dort zu tun? Es waren Arbeiter, die am Sonnabendabend den Domplatz vom gefallenen Laub reinigten und ihren Wagen an die Kirche herangefahren hatten.

Dieser Platz ist so zurückhaltend und mit so köstlichem Geschmack ausgebildet, daß ich in Deutschland kaum ein Beispiel von gleicher Weisheit und gleich zartem künstlerischen Takt zu nennen wüßte. Nach Norden der Hain und die Allee, die Südseite frei von Bäumen, das ehrwürdige Gebäude vom Platz getrennt und doch wieder mit ihm verschmolzen durch eine Gartenanlage. Dies Wort muß erschrecken, man denkt an die unpassenden landschaftlichen Spielereien im Herzen alter Städte, die das neunzehnte Jahrhundert eingeführt und die das zwanzigste noch immer zu ertragen vermag. Aber hier begibt sich nichts von kümmerlichem Buschwerk und geschlängelten Wegen. Der Dom strebt aus einer grünen Rasenfläche auf, die vom Platz durch eine niedrige Mauer getrennt wird. Sie ist ganz schlicht, ohne Ornament, noch nicht kniehoch

und oben flach gerundet. Hinter dieser hellen niedrigen Mauer, die der Wand des Domes parallel läuft und vorn im rechten Winkel nach den Türmen umbiegt, die dunkle Rasenfläche, eine wirkliche ungewellte flache Fläche. Wir konnten den Geschmack dieser Anlage nicht genug bewundern. In Zeiten mit sicherm Kunstgeschmack wäre es gar nichts Besonderes, weil es sich von selbst versteht. Aber in unseren Tagen bedeutet es eine schöne Tat, diese Anlage zu lassen, wie sie ist, sie nicht mit Büschen zu verbrämen und die niedrige Mauer nicht mit einem gotischen Gitter zu versehen.

Wir mußten auf dem Rückweg noch einmal über den engen Hof, in dem die stolze Andreaskirche liegt, vorbei an dem trotzigen Turm, dessen Fläche nicht spielerisch in Ornamente aufgelöst ist, sondern als Masse wirkt.

Am nächsten Morgen sahen wir das alles noch einmal bei Tage, freuten uns an den Fachwerk- und Steinhäusern, lächelten über die verschwenderisch über alle Fassaden ausgestreuten kleinen nackten Weiber, die durch ihre Inschriften als Tugenden, die der Bürger begehen, und Laster, vor denen er sich hüten soll, gekennzeichnet sind — ohne die Inschriften würde man Tugenden und Laster beständig verwechseln —, gingen zwischen zwei Gottesdiensten in den Kreuzgang hinter dem Dom und freuten uns an dem malerischen Werk des alten zierlichen romanischen Kreuzgangs, schlenderten durch die Stadt zu den andern alten Kirchen und auf den hohen Wall und fuhren mittags nach Braunschweig, ohne den Domschatz, die Bernwardbronzen, das Bernwardskreuz oder das Museum wiedergesehen zu haben.

Der Künstler faßte die Eindrücke dieses ersten Tages zusammen. Er meinte, was ihn in den Städten, die er so rasch besehen, und die ihm zu einer Einheit der deutschen Klein- und Mittelstadt zusammenflössen, als das besonders Deutsche frappierte, wäre die hohe Altertümlichkeit der städtischen und der bürgerlichen Bauwerke, die doch heute noch dem Leben dienten, und an denen, selbst wenn sie ein halbes oder gar ein ganzes Jahrtausend im Regen und Schnee gestanden, nirgend eine Spur vom Verfall zu sehen wäre.

Mir standen die vielen englischen Städte, die ich kurz vorher gesehen, lebhaft vor Augen, vor allem Chester, das ich seit Jahren so gerne hatte kennen lernen wollen, von dem die Engländer sagen, es sei die einzige Stadt mittelalterlichen Charakters, die sie noch besäßen. Wie wenig ist wirklich alt in Chester, wie viel Theater macht sich breit.

Und doch haben die praktischen Engländer aus den wenigen Bau-

gedanken, die Chester bietet, eine ganze neue Architektur abgeleitet (die wir nun ihnen nachmachen), und von dem unendlichen, unermeßlichen Schatz an Baugedanken, die das deutsche Bürgerhaus vom Mittelalter her enthält, fangen wir gerade erst an, ein paar ornamentale Spielereien wieder aufzunehmen.

Wann werden wir zum Kern vordringen?

BRAUNSCHWEIG

Läge Braunschweig in Süddeutschland, so würde es neben Nürnberg, Würzburg, Bamberg in aller Munde sein. Als norddeutsche Stadt steht ihm die allgemeine Gleichgültigkeit gegen die Einschätzung des Nordens im Wege. Nun fehlen ihm noch obendrein die guten Bahnverbindungen, und seit mehreren Menschenaltern war das Hofleben eingeschlafen. So konnte es kommen, daß selbst in Norddeutschland Braunschweig trotz aller seiner Schönheit und Schätze das Leben einer verwunschenen Stadt führte. Wie selten kommt es vor, daß man sein Lob hört. Und wir haben doch kaum eine alte Stadt in Norddeutschland, die alles in allem sich mit ihm messen kann. Doch hat die schöne alte und überaus rührige Stadt unter der neuen Regentschaft alle Aussicht, in den Mittelpunkt gerückt zu werden.

Im Vorbeigehen wurden Dom und Burg Heinrichs des Löwen, sein gewaltiges Herrschersymbol des Löwen auf hohem Sockel genossen und der reizvolle alte Burgplatz, den die schönste und mannigfaltigste Architektur umgibt von der romanischen und gotischen Zeit, vom Holzpalast vornehmsten Stils und einem der schönsten Zopfpaläste Deutschlands, dem Viehwegschen Haus bis auf die Neuzeit. Leider ist durch den Hotelbau des Deutschen Hauses der Ausblick auf eine der schönsten deutschen Turmgruppen neuerdings geschlossen. Ich kann die Stelle, wo früher über grünen Bäumen die zierliche Form der hellen Türme aufstrebte, nicht ansehen, ohne einen Stich zu empfinden. Der alte Holzpalast, der die eine Kulisse bildete, steht noch. Dieser Ausblick war nicht nur eins der schönsten Städtebilder, die es in einer deutschen Stadt gab, er machte den engen Platz weit, ohne eine Wand aufzulösen. Die Erhaltung solcher ganz seltenen Schönheit wäre wohl ein Opfer wert gewesen, selbst ein sehr großes.

Aber in Braunschweig zog uns nicht das Innere der restaurierten Burg, nicht das des Doms mit seinem Grabmal Heinrichs des Löwen, nicht der Anblick

der malerischen alten Kirchen, Straßen und Plätze an, die so breit und geräumig in den alten deutschen Städten selten vorkommen, wir waren vor allem wegen des Museums gekommen, ja eigentlich wegen eines Bildes, des Familienbildnisses von Rembrandt.

Das Museum wohnt nun schon seit vielen Jahren in seinem Neubau. Wer es noch im alten Bau gekannt hat, ist noch nicht wieder warm geworden. Gewiß, er war unbequem, konnte nicht geheizt werden, war unübersichtlich und winklig. Aber wie gut wohnten die Bilder, und wie geheimnisvoll verschränkten sich die Räume ineinander. Man verließ das Museum mit einem Gefühl von Unendlichkeit und Unermeßlichkeit der Raumanlagen und des Besitzes.

Das neue Museum ist nach dem üblichen Schema gebaut. Unten die große Halle für Gipse, Möbel und Kleingerät, im ersten Stock Bildersäle, Bilderkabinette und das Kupferstichkabinett, im zweiten die Münzen, die Keramik, das Prähistorische usw. Man kann sich in diesem Museum nicht mehr verirren. Alles ist klar und übersichtlich, aber auch nüchtern und abstrakt. Die Galerie hat für mein Gefühl in diesen Räumen unsagbar eingebüßt. Oberlichtsäle von erschreckender Höhe, so daß die Bilder bis zu drei, vier Reihen übereinander hängen, Seitenlicht in stimmungslosen Räumen.

Aber als wir vor dem Rembrandt standen, war alles vergessen.

Unter Rembrandts Werken in deutschen Galerien ist es eins der schönsten.

Solange man in seinem Bann steht, hält man es für das schönste. Ein spätes Werk aus der Zeit der absoluten Herrschermacht. Die Farbe ist hier eine edle Materie geworden von der Schönheit der Edelsteine und Blumenblätter. Wer Augen hat zu fühlen, wird durch die rein materielle Wirkung einer gespachtelten Fläche berückt. Und doch hat diese letzte, reifste Kunst Rembrandts, die durch eine Welt von seinen Anfängen geschieden ist, nichts Preziöses, denn die Mittel stehen dienend zur Verfügung der höchsten Kraft des Ausdrucks. Ich weiß kein Stilleben in der Welt, das an rein malerischer Pracht und Stimmung diesem Himmelswunder nahe käme. Aber in der Stillebenschönheit ist sein Inhalt nicht erschöpft. Es ist nicht Darstellung von Fleisch, Blumen, Stoffen und Geschmeide, sondern Menschendarstellung im Stil und aus der Fülle der ganz Großen.

Wir bohrten uns in alle Einzelheiten. Der Künstler konnte sich nicht ersättigen an dem Zauber der Ausdrucksmittel, die er am leuchtenden Fleisch, an dem Prunk oder der tonigen Harmonie der Gewänder, an dem Schimmer des

Geschmeides, an der kühlen Frische der Blumen im Korb nachzuprüfen und nachzufühlen sich erquickte. Aber unversehens schoß dann plötzlich das durch den Willen des Betrachters Isolierte zur überwältigenden Einheit der Bilddichtung zusammen, die dem Meister die Hauptsache gewesen war, und zwang den Betrachter, andächtig zurückzutreten.

Wir hätten das Museum und die Stadt nach dem Genuß dieses einzigen Werkes verlassen können, vermochten es jedoch nicht über uns zu gewinnen, an den übrigen Rembrandt, den Rubens, Moro, Floris vorbeizugehen. Aber wir waren so erfüllt von dem Eindruck des einzigen Familienbildnisses, daß wir überall die Empfindung hatten, auf ein tieferes Niveau geraten zu sein.

Langsam schlenderten wir auf Umwegen durch die malerische alte Stadt wieder zurück nach unserm Gasthof. Braunschweig hat in der Führung seiner selbstgewachsenen Straßen, in den reichen Fassaden seiner alten Häuser durchaus den Charakter einer Bürgerstadt; das neue Schloß, ein sehr stattliches Bauwerk, mit seinem Paradeplatz vor der Stadtseite, gibt sich unmittelbar als was es ist, die Einschiebung einer späteren Entwicklung.

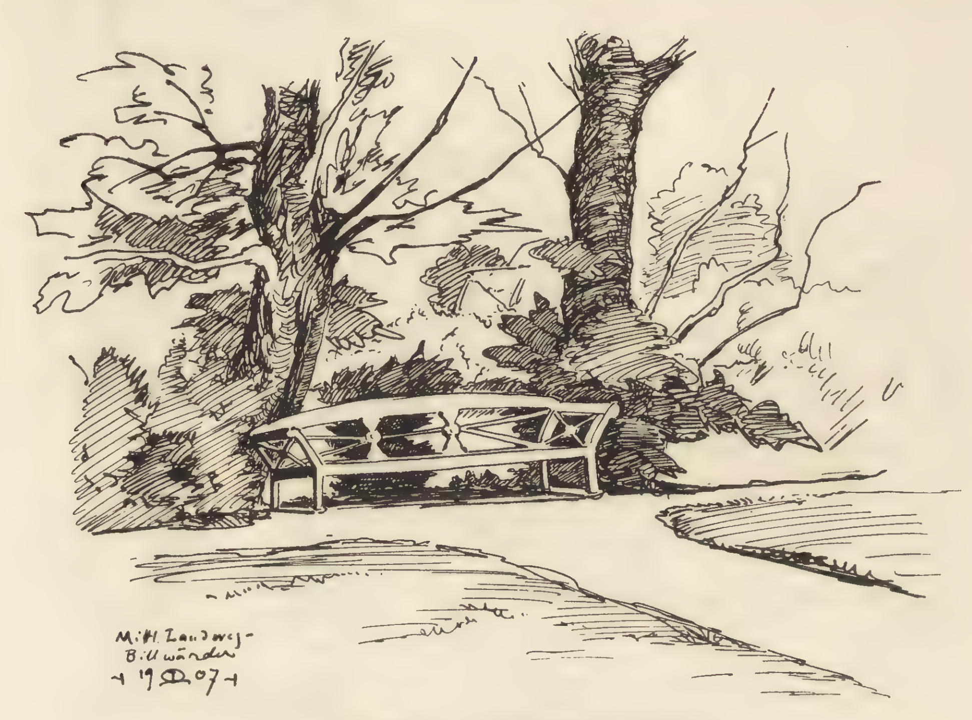
WOLFENBÜTTEL

Braunschweig und Wolfenbüttel sind durch eine Straßenbahn verbunden. Aber in der äußeren Erscheinung wirken sie wie zwei verschiedenen Welten angehörig. Braunschweig hat seinen fürstlichen Kern der Burg und des Doms von Heinrich dem Löwen, es hat sein mächtiges Welfenschloß des neunzehnten Jahrhunderts. Aber es ist in Anlage und Charakter durch und durch Bürgerstadt. Das Welfenschloß mit seinem Repräsentationsplatz wirkt noch heute wie ein Fremdkörper in der unregelmäßigen Masse gewundener Straßen und unregelmäßiger Plätze. In der Tat ist der Fürst, wie in Lüneburg und Lübeck, nur bei der Gründung der Stadt beteiligt gewesen und hat sich dann zurückgezogen oder vor dem aufstrebenden Bürgertum zurückziehen müssen. Erst spät ist er und zunächst als Fremder wieder eingezogen; 1671 bezwangen es die Herzöge, aber erst ein Jahrhundert später machten sie es zur Residenz.

Wolfenbüttel dagegen trägt den Charakter der Fürstenstadt. Es hat eine andere Art Monumentalität als Braunschweig. Sein altes Schloß liegt im Zug der Befestigung und gibt sich noch als Burg; die Anlage der Stadt hat viele regelmäßige Linien, die auf einen höheren Willen schließen lassen. Die Marien-

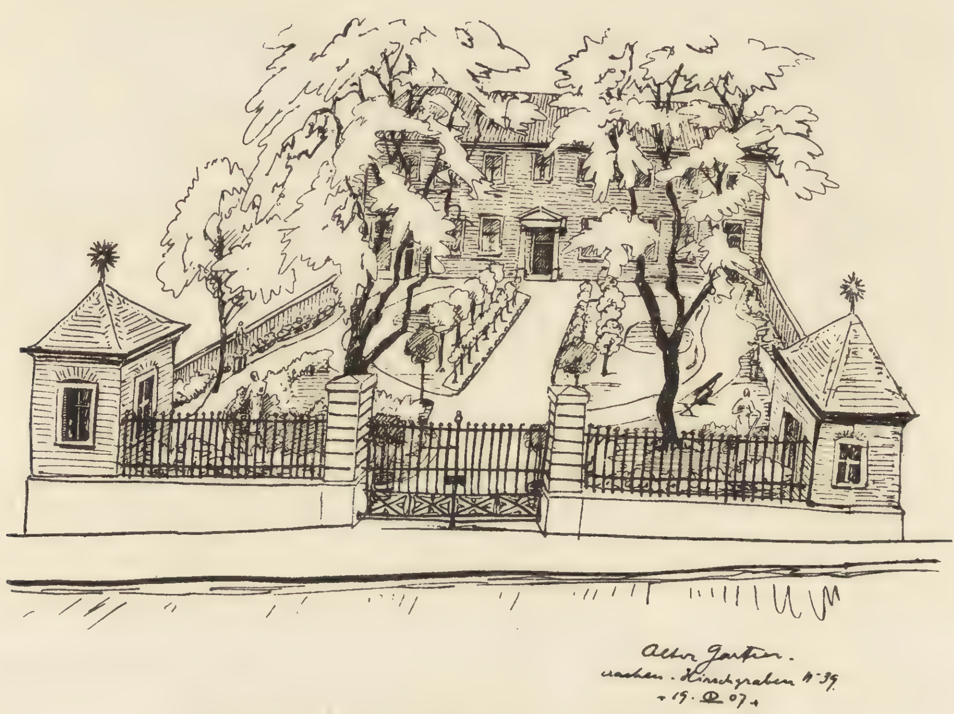


ALTES HAUS VOM ENDE DES 18. JAHRHUNDERTS, IN NEUSTADT AN DER OSTSEE
GEZEICHNET VON FRÄULEIN MARIE WOERMANN



BILLWÄRDER, MITTLERER LANDWEG

kirche entfaltet allen höchsten Prunk der Spätrenaissance, und auch die Privathäuser haben etwas Repräsentatives, das dem Bürger sonst nicht liegt. Das typische Wolfenbütteler Haus wendet der Straße nicht wie auf sächsischem Boden den Giebel, sondern wie auf fränkischem die Langseite zu, und auf dieser Grundlage sind Rhythmen entstanden, die ich in keiner andern deutschen Stadt kenne. Das immer Wiederkehrende ist ein breites Untergeschoß mit hoher Einfahrt. Die geringe Zahl der kleinen Fenster erlaubt den Schluß, daß es Wirtschaftszwecken dient. Der erste Stock, oft schon Fachwerk, enthält offenbar die Wohn- und Festräume. Dann kommt das breite Dach, und hier setzt der originelle Ausbau ein. Kehrt das Haus die Breitseite zur Straße, so sind die eigentlichen Giebelfassaden ausgeschlossen. Statt ihrer treten die Erkerbildungen ein. In Wolfenbüttel sind diese nun unendlich reich und mannigfaltig. Häuser mit drei großen Erkern im Dach sind nicht selten. Oft werden zwischen die drei großen Erker noch zwei kleine eingeschoben, und dieser Gruppierung der Erker entspricht die der Fenster im ersten Stock. Es liegt bei aller Einfachheit der Mittel etwas sehr Vornehmes in diesen Fassaden, für



AACHEN, HIRSCHGRABEN NR. 39, ALTER GARTEN

die es, wie mir scheint, kaum irgendwo ein Seitenstück gibt. Vielleicht, daß es sich um den Typus des Wohnhauses für hohe Staatsbeamte handelt, die repräsentieren müssen.

Das Schönste, was Wolfenbüttel besaß, konnten wir leider nicht mehr sehen. Es war die alte Bibliothek, die, feuergefährlich und baufällig, ihren so lange behüteten Schatz hergeben mußte. Es war ein genialer Bau. Ich werde nie den Augenblick vergessen, wo ich zum erstenmal in den Lesesaal trat, einen hohen ovalen Raum von sehr schönen Verhältnissen und überraschend schönem Licht. Der Saal lag in der Mitte der Bücherräume, genau wie der große Lesesaal des British Museum. Heute würde man ihm unser flaches, dem architektonischen Empfinden unsagbar widerwärtiges — und, nebenbei, sehr gefährliches — Oberlicht gegeben haben. Das war im siebzehnten Jahrhundert unbekannt. Man führte damals die Wände des von oben zu beleuchtenden Raumes hoch und durchbrach sie oben mit Fenstern, so daß ein hohes Seitenlicht gewonnen wurde, das sogenannte Basilikalicht. Wir haben es in Hamburg in mustergültiger Form in den Börsensälen. Auch

für einen Raum wie unsere Börse würde man heute wohl am liebsten das flache Oberlicht anwenden, weil es einmal üblich geworden ist.

Es ist gar nicht zu sagen, wie schön das Licht in diesem alten Lesesaal wirkte. Ich war damals so überrascht und entzückt davon, daß ich am selben Tag noch wieder zurückkehrte, um den Genuß zu erneuern. Der Lesesaal in Wolfenbüttel, unser großer Börsensaal und das Bauernzimmer in unserer Marsch haben mir die Augen darüber geöffnet, daß für die Ausbildung des Innenraumes neben der Poesie der architektonischen Verhältnisse die Poesie des Lichtes das Hauptaugenmerk des Baumeisters sein sollte.

Unsere Zeit hat hier von Grund aus neu aufzubauen.

Ich möchte wohl wissen, ob es eine deutsche Akademie oder Bauschule gibt, an der ein Kolleg über die Beleuchtung von Innenräumen gelesen wird.

MÜNDEN

Um die Abenddämmerung erreichten wir Hannoversch Münden.

Von Wolfenbüttel her waren wir durch viele Städte und Dörfer gekommen. Allmählich hatte sich das Aussehen der Dörfer zu ändern begonnen. Statt der zerstreuten Höfe der niedersächsischen Bauart hatte sich ein mehr städtisches Wesen eingestellt. Die Fachwerkhäuser drängten sich eng aneinander. Wohnhaus und Ställe, bei den Niedersachsen der eine große altertümliche Bauorganismus unter dem Riesendach, trennten sich. Bei der Enge der Bebauung und dem Fehlen der städtischen Abwässerungsanlagen begannen die Dörfer zu riechen. Für die Gärten war nicht mehr so viel Platz, und noch weniger war an den schönen Luxus der Eichengehölze zu denken, in die die Häuser der Heideprovinzen gebettet sind. Wir näherten uns dem Zentrum der in ihrer Art überaus malerischen, aber von dem in Norddeutschland Gewohnten völlig abweichenden Wesen der hessischen Bauart.

An der großartigen Ruine Hardenberg vorbei waren wir durch Göttingen gekommen, das mit den sonntäglich geputzten Menschen, die alle umliegenden Dörfer und Straßen überfluteten, wie eine Großstadt aussah, hatten uns im Vorüberfahren einen Augenblick vor dem malerischen alten Rathaus aufgehalten, waren weiterhin durch das Städtchen Northeim unter schönen alten Bäumen an einer prachtvollen großen Wiese vorbeigekommen, wo eine große Menschenmenge in Weiß und Bunt einem Fußballspiel zusah — wir dachten, wir wären

in England — und schließlich waren wir durch dunkle Wälder und Waldtäler nach Münden hinabgeglitten.

Auch hier alles voll heimkehrender Ausflügler, Scharen laut singender Knaben, Familien in Trupps, mit müden Frauen und schlafenden Kindern auf den Armen oder im Wagen, Scharen angeheiterter Forstschüler. Die Einfahrt in Münden ist uns denkwürdig geblieben, weil wir hier auf der ganzen Fahrt das einzige unfreundliche Wort gehört haben.

Es litt uns nicht lange im Gasthof. Bei dem tagklaren Mondschein machten wir uns auf die Entdeckungsreise.

Ich hatte die Stadt auf der Fahrt nach Frankfurt oft bewundert. Die Bahn bleibt hoch auf den Bergen, von vielen Windungen ab hat man immer neue Blicke in das tiefe Tal, wo sich Werra und Fulda zur Weser vereinigen. Auf der Landzunge zwischen beiden erhebt sich aus Bäumen die alte Stadt mit ihrem grauen Schloß, ihren dicht gedrängten alten Steildächern und den alten Wachttürmen, die ganz ungewöhnlich hochgeführt werden mußten, um weithin die Wege beobachten zu können. Ausgestiegen war ich nie.

Bis tief in die Nacht sind wir durch die alten Straßen gegangen über alte und neue Brücken beider Flüsse, anfangs im Trubel der Heimkehrenden, später in tiefer Stille, die nur selten durch einen hallenden Schritt unterbrochen wurde.

Wo wir eine Auskunft brauchten, wurde sie uns bereitwillig erteilt. Vor einem mächtigen weißen Palast, der im Erdgeschoß große Einfahrtstore und sparsame hochsitzende Lünettenfenster hatte, erfuhren wir, es sei das alte Stapelhaus der durch die Eisenbahn beseitigten Weserschiffahrt gewesen. Damit war der Charakter dieses großartigen Blockes im Empirestil erklärt. Es würde wieder anders, hieß es dabei, der Norddeutsche Lloyd wäre dabei, die Weserschiffahrt wieder in Gang zu bringen. Nicht weit davon lag der große graue Flügel des Schlosses von Herzog Erich, der hier residiert hat. Ungehindert gelangten wir durch den alten Schloßhof und ein dunkles offenes Tor auf die Schloßterrasse, wo wir uns auf der Bank unter den uralten Linden niederließen, auf den reißenden Fluß hinabblickten, auf dem das Mondlicht tanzte, und hinüber auf das zum Himmel steigende Waldgelände, in dessen Dunkel unten noch einige zerstreute Lichter schimmerten wie Glühwürmer in der Dornhecke. Oben war nichts als das unbestimmte dunkle Grün des Laubwaldes, von dem das Mondlicht aufgesogen wurde. Nur einmal wurde es von

einer Gruppe heller Lichter unterbrochen. Musik und Gesang erreichten aus der weiten Ferne noch eben unser Ohr. Ein Ausflugsort. Ende Oktober noch einmal eine milde Sommernacht.

Wir stiegen zum Fluß hinab und standen vor der alten Brücke. Der Künstler konnte sich nicht satt sehen und machte überall Rahmen mit den Händen, um Motive für Bilder oder Radierungen abzugrenzen. Diese alte Brücke mit ihren großen schlichten Formen, hell im Mondlicht und von dichten oder schon kahleren Massen hoher alter Bäume überragt, hielt uns lange fest. Besonders am Brückenkopf der Stadtseite fand der Künstler die Massen und Flecken wie für eine Radierung abgestimmt. Langsam schritten wir über die Brücke, ein leichter Nebel hob sich verschleiernd und großmachend, ohne zu verhüllen. Am andern Ufer gingen wir die ansteigende Straße hinauf dem Mond entgegen, entgegen auch den späten Ausflüglern, die vor uns aus dem Nebel wie im Schattenspiel auftauchten und hinter uns, wenn wir zurückblickten, wie im Erdboden versunken schienen. Rührend ein baumlanger Mann, der, hoch vor uns herabschwankend und bis zu den Füßen vom Mondlicht umflossen, zwei winzige Kinder an den hochgestreckten Händen hielt und Kinderlieder mit ihnen sang. Am Eisenbahndamm sprang uns plötzlich ein haushoher Obelisk aus Granit in die Augen, von einer Anlage umgeben. Da wir die Inschrift nicht lesen konnten, mußten wir fragen, wem hier an dieser befremdenden Stelle ein solches Denkmal gesetzt sei. Einem Studenten, hieß es, der in heiterer Nacht den steilen Damm hatte erklettern wollen und sich dabei durch einen Sturz den Tod geholt hatte. Der Vater hatte dem einzigen Kinde an der Stelle, wo es zusammengebrochen war, dies Monument errichtet.

Unter dem Viadukt ging es auf einer schmalen eisernen Laufbrücke — mit märchenhaften Blicken dem Mondschein folgend ins Tal, gegen den Mondschein flußauf — wieder zur Stadt, über den Markt mit seinen schönen alten Häusern und dem alten, eine ganze Breitseite einnehmenden Rathaus, von dessen auf-getrepptem Altan wir die ganze Pracht überschauen konnten, hinab zur Fulda. Das reizende alte Nest hat sich ungemein viel von seiner alten bürgerlichen Architektur bewahrt. In den meisten Häusern sind die Fassaden nie umgebaut worden, so daß sie die Fensterbildung der ersten Anlage auf unsere Zeit gerettet haben. Mir fiel auf, daß ein Typus besonders oft wiederkehrt. Es ist ein hohes Giebelhaus von drei Stockwerken. In jedem Stock scheint nur ein Raum nach der Straße zu liegen, denn es ist immer nur ein Fenster da,

im ersten Stock von drei, fünf und mehr Flügeln, vom zweiten Stock ab werden die Fenster entsprechend der Neigung des Daches schmäler. Dies Haus hat eine überaus geschlossene Wirkung, denn es sind neben den Fenstern kräftige Ecken von Mauerwerk geblieben. Jenseit der Fulda war ein Jahrmarkt im Gange — wie überall in der ganzen Gegend. Das alte Wirtshaus war den Nachmittag abgebrannt. Schwaden dicken Rauchs wälzten sich noch durch den leichten Nebel. Dann und wann stürzte aus dem noch stehenden schwarzen Fachwerkgerüst ein glimmender Balken nieder, daß die Funken stoben. Nebenan unter alten Bäumen hatte der Wirt schon wieder einen Ausschank eröffnet. Um die Tonnen standen dunkle Gruppen von Männern, auf deren Köpfen, Rücken und Händen der rote Schein des im Baum hängenden Windlichts spielte, ein phantastischer Anblick, der den Künstler lange festhielt.

Auf dem Rückweg kamen wir an dem höchsten der alten Türme vorüber, der schlank wie ein Fabrikschornstein aufstrebte. Ganz oben ein Licht und ein kleiner rauchender Schornstein. Ich dachte, es sei die Feuerwache. Aber am nächsten Morgen hörte ich, daß dort oben eine Schrotfabrik eingerichtet sei, die das Innere des alten Turms als Fallraum bei der Schrotbereitung ausnutzte.

Der Gang durch die alte Stadt hatte uns unendliche Freude des reinen Schauens bereitet. Wir beschlossen, die großartigen und lieblichen Eindrücke nicht zu verwischen, und brachen am nächsten Morgen auf, ohne uns die Stadt bei Tageslicht angesehen zu haben. Aber ich habe mir doch gelobt, wieder hinzufahren.

Durch die köstlichen Waldtäler sausten wir in der Morgenfrühe hinauf nach Kassel. Es ging uns für all die Schönheit um uns her zu rasch.





KASSEL

Wer mit der Bahn nach Kassel kommt, pflegt den Organismus der Stadt so leicht nicht kennen zu lernen, denn er betritt den Boden von einer zufälligen und bedeutungslosen Stelle.

Unser Gefährt brachte uns jedoch vom Süden heran über die alte Fuldabrücke gleich in die mittelalterliche, unten am Fluß liegende Stadt, die sich wohl aus einem befestigten Brückenkopf entwickelt hat. Im Fluge sahen wir von der Brücke aus die malerischen alten Schloß- und Festungsbauten an der Fulda, zu denen der Fremde fast nie hinabsteigt, kamen durch das Wirrsal der alten Straßen mit ihren Krümmungen und Durchblicken auf eigenwillige alte deutsche Häuser — zum Teil von hoher Schönheit — und landeten oben am Königsplatz, wo die geradlinigen Straßenzüge, Platzformen und Fassaden nicht mehr deutsch sondern französisch sprechen. Kassel zerfällt wie andere deutsche Fürstenstädte in einen rein deutschen alten Stadtteil mit alten Schlössern und Verwaltungsbauten von deutscher Architektur und einen neuen, der aus der Zeit der absoluten Fürstenmacht stammt und in der Regelmäßigkeit seiner Anlage und dem Stil seiner Palastarchitekturen durchaus romanisch anmutet. Aber im Grunde ist dies alles nicht weniger deutsch empfunden als die Bauwerke der Unterstadt. Es gibt keine französische oder italienische Stadt, die genau so aussähe.

Sinnfällig wirkt diese Zweiteiligkeit immer wieder. Es stoßen zwei Welten aneinander, ohne sich zu durchdringen oder ineinanderzuschmelzen. Wer sich einige Tage in Kassel aufhält und viel und offenen Auges umherwandelt, kann sich das Leben des mittelalterlichen Kassel noch wieder auferwecken, wo Fürst und Bürger eng nebeneinander von denselben Mauern umhegt, durch denselben Stromlauf geschützt, den äußern Feinden Trotz boten, und kann in der oberen, der Fürstenstadt, die Empfindungen in sich erwecken, mit denen in der Zeit der Sicherheit des achtzehnten Jahrhunderts der Fürst und sein Hof der Enge und dem Getümmel der Altstadt entflohen und sich eine neue weiträumige, monumentale Welt schufen. Die Stadt- oder Burgbewohner des Mittelalters

würden nicht begriffen haben, wie Menschen eine Raumausdehnung von dem endlosen Park der »Aue« an der Fulda über die Fürstenstadt auf ihrer mächtigen Terrasse hinweg bis zu dem Herkules von Wilhelmshöhe als Wohnstätte nötig haben konnten.

Wir mußten uns immer vor Augen halten, daß wir wegen der Rembrandts in der Galerie gekommen waren, nicht wegen Wilhelmshöhe, nicht wegen Wilhelmsthal, dessen Rokokoeinrichtung so gut erhalten ist, daß die Herrschaften, die dort einst auf den Stühlen gesessen oder vor den Spiegeln ihre Spitzenjabots geordnet haben, sofort wieder einziehen könnten.

Wir hatten gleich zuerst Rembrandt aufsuchen wollen, aber im ersten Saal blieben wir nicht gleich vor seiner berühmten Landschaft stehen, sondern vor den beiden Bildnissen von Frans Hals. Der Künstler, der sie seit langer Zeit nicht gesehen, war sehr überrascht und entzückt. Er gestand, daß ihm Hals nicht immer sympathisch sei. Diese beiden glänzenden Leistungen fesselten ihn lange.

Unter den Rembrandts hatten wir es vor allem auf den Segen Jacobs abgesehen.

Es ist der einzige Rembrandt in der Galerie, der eine Wand für sich hat. Die Kasseler Galerie hat nicht nur von allen, die ich kenne, das beste Licht und die bestabgemessenen Säle, sie gehört auch zu den am besten gehängten. Man fühlt, daß der Direktor mit Muße und Behagen und durch lange Zeiträume im einzelnen bessernd seines Amtes gewaltet hat. Für die Rembrandts blieben uns immer noch Wünsche. Wir hätten sie gern näher beieinander und aller fremden Gesellschaft entrückt gehabt. Doch konnten wir uns nicht mit dem Direktor darüber aussprechen. Wie ich ihn kenne, wird er es versucht, aber aus Gründen wieder aufgegeben haben. Dem Segen Jacobs Nachbarn zu geben — selbst aus den Werken des Meisters —, läßt sich nicht ausdenken.

Noch aber leidet das Bild unter einem nicht ganz genügenden Rahmen und nach unserm Empfinden auch unter dem Ton der Tapete. Diese äußerlichen Dinge verdienen weit allgemeiner Beachtung, als ihnen bisher zuteil geworden ist. Nicht die Hälfte aller Museen hat bisher für ihre Pflegebefohlenen angemessen zu sorgen vermocht. Das ist zu höflich ausgedrückt. Warum es nicht aussprechen: vielleicht noch kein einziges. Rahmen und Wandton sind gut, wenn man sie nicht spürt. Beim Segen Jacobs fühlt man beide. Der

Rahmen, eine schmale Goldleiste, frißt das Bild leer. Er könnte bei einem anderen Bilde genau das Notwendige sein. Hier ist er zu flau. Das Bild hat viele große summarisch behandelte Flächen. Der Meister hat sich in der Angabe der Einzelheiten auf das Notwendigste beschränkt. Er wird mit der zusammenhaltenden Kraft der Umrahmung gerechnet haben. Hier aber läßt die Goldleiste aus. Sie ist so schwach, daß das Bild über sie wegquillt. Und dann der Hintergrund. Es ist vielleicht gut, daß er einen kalten Ton hat. Die nicht sehr feine türkisfarbene Papiertapete gibt jedoch mit dem Gelb und Rot des Bildes eine Buntheit ab, die Rembrandt schwerlich gutheißen würde. Der Künstler machte mit den Händen einen Rahmen vor die Augen und isolierte das Bild. Als ich's ihm nachmachte, kam es mir vor, als sei das Bild mit einem Schlage anders instrumentiert. Es hatte Klang, Fülle und Sattheit der Töne, die sofort matt wurden, wenn Goldrahmen und Tapete wieder in Wirkung traten. Wir entschieden uns, eine Probe mit einem dunklen Rahmen in edlem Holz (nur nicht Eichen!) und einem weißen oder grauen Wandton zu empfehlen.

Der Segen Jacobs ist etwa zehn Jahre später entstanden als das Familienbild in Braunschweig. Man hielt es früher wohl für unvollendet. Doch hat Eisenmann sicher recht, wenn er darauf hinweist, daß Rembrandt das Bild schwerlich mit Namen und Jahreszahl bezeichnet hätte, wenn er es hätte weiter bringen wollen. In der Komposition ähnelt es äußerlich dem Braunschweiger Familienbilde. Auf beiden gruppieren sich Erwachsene um Kinder. Aber die Akzente liegen ganz verschieden. In Braunschweig ist die Mitte betont, das lachende kleine Kind auf dem Schoß der Mutter. Es ist lebendiger, nicht bloß lebhafter als alle übrigen Personen, es kokettiert mit dem Beschauer, wie es Kinder tun, wenn sie sich beachtet fühlen. In Kassel treten die Kinder, die den Segen empfangen sollen, ganz zurück. Die Betonung liegt auf der Peripherie der Gruppe, auf dem blinden Greis, der feierlich und mühselig seines großen Amtes waltet; auf Joseph, dem vornehmen Diplomaten mit dem festgeschlossenen Munde, der viele geheime Dinge bewahrt hat: vorsichtig sicher, wie er Dinge zu verrichten gewohnt ist, leitet er die Hände des Alten, der in seiner Blindheit daran war, den jüngeren zuerst zu segnen; — auf Josephs Frau. Sie sinnt über das Geschehen des Augenblicks hinweg und träumt zuversichtlich, fast triumphierend in die Zukunft, die von diesem Segen ihre Weihe und ihr höchstes Recht empfängt.

Rembrandt, der Dichter und Dramatiker, der Künder tiefster Geheimnisse,



HAUS AN DER ALSTERCHAUSSEE
GEZEICHNET VON FRAU ALBERS-SCHÖNBERG

hat hier den Kranz gefaßt, nach dem nur zwei oder drei Künstler langen durften, und den zu berühren außer ihm keiner das Maß hatte. Das Bild mit lebensgroßen Gestalten hat den Wurf und die Augenblicklichkeit einer der raschen Federzeichnungen, mit denen er seine Visionen festhielt. Freilich hat er sich beim Segen Jacobs nicht mit Nebensachen aufgehalten. Die Stillebenseite hat er nur eben angedeutet. Sie ist köstlich, soweit sie betont ist — allein die Toilette der Frau —, aber sie ist dem Seelischen völlig untergeordnet.

Wir sprachen viel über diese Dinge, immer wieder das am Tag vorher genossene, etwa ein Jahrzehnt ältere Braunschweiger Bildnis heranziehend, dessen mäßigerer Inhalt die üppigste Entfaltung der Stillebenkünste erlaubte. Es erschien uns schließlich nicht vorstellbar, daß der Segen Jacobs dasselbe reiche Gewand tragen könnte.

Wer sich von der Stillebenästhetik unserer Tage, die den Stoff als etwas Gleichgültiges ausgeben möchte, bedrängt fühlt und an den Lebenden keinen Leitstern finden oder anerkennen kann, der mag sich bei der Kunst Rembrandts über die letzten Dinge Aufschluß holen. Wenn er wissen will, was der Stoff für den Einsatz eines Teils oder aller Kräfte des Künstlers bedeutet, so gehe er einige Dutzend der Hauptwerke des Meisters mit der Anfrage durch: was hat die Natur des Stoffes vom Meister gefordert? Die Natur der Stoffe, die wir heute zur Verfügung haben — es fehlen die wichtigsten Kategorien —, erheben dagegen nur einseitige Ansprüche. Die Antwort, die Rembrandts Werke erteilen, haben für uns bündige Kraft. Denn es gibt kaum einen Meister, vor dem sich heute mit gleicher Inbrunst alle beugen.

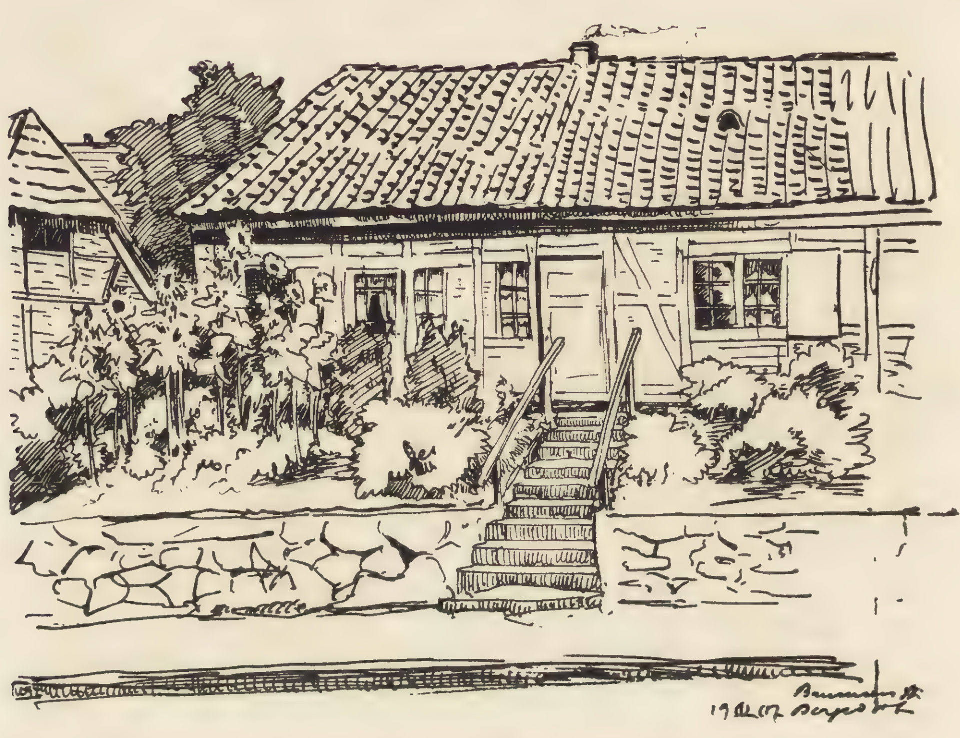
Vor dem Museum blühte es noch wie im Sommer. Wir fanden nichts Unbekanntes unter den verschiedenartigen Stauden und Kräutern, nur daß uns ein hochstämmiges Heliotrop auffiel, dessen Kronen sich sehr üppig ausgebreitet hatten. Der Künstler kam wieder auf sein Lieblingsgebiet der Blumenpflege und Blumenzucht. Das Gespräch ging über Maeterlinck zu Strindberg, der mit dem Instinkt des Genies die Lebensäußerungen der Pflanze fühlt und deutet.

Dann wurde die verschiedenartige Betätigung der Blumenliebhaberei bei den Kulturvölkern gestreift — wobei die Engländer am besten fuhren —, und der Künstler sprach die Hoffnung aus, daß er bei seinem Aufenthalt in Paris, dem Ziel seiner Reise, noch einen Eindruck von dem in den letzten Jahren nach neuen Grundsätzen angelegten Blumengarten des Luxembourgparks haben würde. Zufällig hatte ich ihn kurz vorher noch in voller Blüte gesehen und

die Überzeugung gewonnen, daß er bis in den November hinein unverändert bleiben würde. Auch mir war es vorgekommen, als ob erst durch die jetzige Bepflanzung der Sinn der Gesamtanlage von Schloß und Garten wieder verständlich geworden wäre. Vor der heitern silbergrauen Gartenseite des Schlosses breitet sich zunächst eine niedrige Fläche aus, die zu beiden Seiten von hohen, weithin mit Bäumen bepflanzten Terrassen eingefaßt wird. Breite, sachte Treppen führen hinauf, Balustraden über den Terrassenmauern fordern auf, heranzutreten und den Blick über den tiefer liegenden Garten zu genießen. Dort breiten sich jetzt wieder die üppigsten Blumenbeete aus, deren Farbenpracht erst vom erhöhten Standpunkt aus wirklich genossen werden kann. Diese Beete sind nicht nach der Art unserer Teppichbeete angelegt mit niedrigen bunten Blatt- und Blumenpflanzen. Sie tragen lauter hohe blühende Stauden, die alljährlich wiederkommen, buschige Herbstastern mit ihren kleinen Blüten in allen Farben bis zum Weiß, wilde buschige Malven, Salbei und alle übrigen blühenden Stauden. Die Beete sehen mehr aus wie blühende Hecken, die die Rasenflächen rund herum einhegen.

In dieser Anordnung liegt nach meiner Empfindung noch ein Fehlschluß. Das Beet ist keine Hecke. Es soll, was dahinter liegt, sei es die Grasnarbe, sei es, wie bei unsern Bauern, das Gemüseland, nicht absperren. Wird eine Rasenfläche von Blumenbeeten umzogen, so müssen die Beete nicht als geschlossene Hecke rund herumgeführt, sondern in einzelne Teile zerlegt werden, zwischen denen schmale Wege auf das Gras führen. Und zwischen Blumenbeet und Rasen muß ein schmaler Weg liegen, schon aus praktischen Gründen, weil der Rasen doch gemäht werden muß.

Es war mir sehr auffallend erschienen, daß auch die französischen Gärtner, die im Luxembourg ein so richtiges Verständnis für das Angemessene bewiesen haben, diese feineren Forderungen nicht berücksichtigt haben. Ihre Anlage würde unsagbar viel freier und reicher wirken, wenn die Beete auch nur so weit gegliedert wären, wie die praktische Bewirtschaftung erforderte. Ich habe in Frankreich nirgends solche Bauerngärten gesehen, wie wir sie in der Marsch noch haben. Doch sind die Gemüsegärten der Landhäuser auch in Frankreich noch heute nach denselben Gesetzen angelegt. Ich bin überzeugt, daß einer unserer Bauern, wenn ihm aufgetragen wäre, die Rasen des Luxembourggartens mit Staudenbeeten zu umgeben, ohne weiteres die Grundsätze, die ihm von seinem Garten im Blut liegen, auf die monumentale Anlage übertragen hätte.



BERGEDORF, BRUNNENSTRASSE

Auch in der Gartenkunst müssen wir beim ABC wieder anfangen, genau wie auf allen anderen Gebieten der schmückenden Künste.

Wir kamen auf allerlei drastische Beispiele, während wir im Sonnenschein die schöne Fernsicht vor dem Kasseler Museum genossen. Beim Blick über die Terrassenmauer nach der Au hinunter kam es uns vor, als ob die Bäume am Abhang in den letzten Jahren gar zu hoch aufgeschossen seien. Von der schönen Anlage der Wiesenfläche vor der Orangerie im Rahmen der alten Bäume war fast nichts mehr zu sehen. Mit der Freude des Wiedersehens begrüßte der Künstler die schlichten alten Häuser an der Terrasse, in Form und Farbe von vornehmem, unaufdringlichem Wesen, die Zeugen einer noch in sich geschlossenen Kultur.

Wer für den Humor in der Architektur Sinn hat, wird sich an allerlei Gegensätzen und Einklängen des köstlichen Platzes hinter dem Museum Fridericianum erquicken, den wir nachher aufsuchten.

Nach dem riesigen Friedrichsplatz wendet sich das Gebäude mit einer



NACH ALTEN PLÄNEN RENOVIERTES TOR, IN NEUSTADT AN DER OSTSEE

wohlverputzten grauen Fassade, stattlich, säulengeschmückt, und akademisch. Man ahnt nicht, daß es nach hinten ganz anders aussieht. Das geschlossenste Bild dieser Rückseite gewährt der Zugang von Norden aus der Seitenstraße. Hinter dem Museumsgebäude führt die alte Straße, die wohl schon in vorgeschichtlichen Urzeiten dem Verkehr von jenseits der Fulda gedient hat, wie ein Hohlweg zur alten Stadt hinab. Gegen diese schräge Straße, die nicht zu regulieren war, öffnet sich der Hof des Museums. Da die Würde des Palastes sich mit der Abschrägung nicht vertrug, wurde der Übergang durch eine Terrassenmauer mit einer wohlgefühlten Treppenanlage hergestellt, was sehr malerische Überschneidungen gibt. Diese Hofseite des Museums ist wirklich eine Pracht: Zwei Flügel schließen den Hof ein, vom Mitteltrakt schiebt sich ein halbrunder Ausbau vor. Kein Putz bedeckt das aus großen roten Bruchsteinen hergestellte Mauerwerk. Das ist weit saftiger, mächtiger und malerischer als die grauverputzte Schauseite nach dem Friedrichsplatz. Man denkt an Rom. Für das reizende kleine Antikenmuseum im Erdgeschoß (mit

der kleinen griechischen Bronzefigur einer Nike, einer der römischen Marmornachbildungen der Lemnia und anderen guten Dingen) ein wohlgestimmtes Haus.

Unten endet der rasch sinkende Weg in einem gotischen Torbogen, über dem sich ein sonderbares turmartiges Gebäude mit vielen klassizierenden Gesimsen und einigen Balkonen erhebt. Was ist das? Nichts als der alte gotische Torturm der alten untern Stadt Kassel. Man hat ihn stehen lassen, aber, um ihn dem klassischen Museumsbau anzunähern, ihm ein antikes Gewand übergeworfen. Nur die Linie des Torbogens ist unübersetzt geblieben.

Und nun schließt sich dem Museum gegenüber an das alte Tor eine höchst reizvolle Gruppe alter Bürgerhäuser, ein unglaubhaft niedriges des Pförtners, darüber in Staffeln stattlichere Gebäude mit roten Dächern und Höfen, aus denen sich die Bäume herüberneigen.

Als wir auf die Beschließerin warteten, die aus ihrem winzigen Pförtnerhäuschen durch den alten Torturm in den Museumspalast steigen mußte, um die Museumstore von innen aufzuschließen (die ganze Gruppe hängt inwendig zusammen), hatten wir Zeit, uns über die heitere Verbindung von klassischem Ernst, verklebter Romantik und klein- und großbürgerlicher Wohlanständigkeit und Behaglichkeit der Baugesinnung und über die malerische Herrlichkeit, die aus all dem Miteinander, Durcheinander und Gegeneinander entstanden ist, zu vergnügen.

Auf einem kurzen Spaziergange hielt uns die ruhige, zurückhaltende Schönheit des alten fürstlichen Kassel gefangen, das sich weiträumig und feierlich am Rande der mächtigen Terrasse ausbreitet. Seine kurze Bauzeit vom Rokoko bis zum Nachempire drückt sich in der Einheitlichkeit der Erscheinung aus, die wohl früher, als man das Ornament und alle in üppigen Formen schwelgenden Stile liebte, als langweilig empfunden und verschrien wurde. Solche Ansichten gelten noch in weiten Kreisen. Über Kassel liegt derselbe Schleier vergilbter Urteile einer anders fühlenden Vergangenheit wie über Mannheim und Karlsruhe, die derselben Bauzeit entstammen. Es ist mir noch lebhaft in der Erinnerung, mit welchen Vorurteilen ich diese Städte zuerst betrat, und wie weit ich die Augen öffnete, als ich für mich ihre künstlerische Bedeutung entdeckte.

Wer hat diese Urteile, die auf Verurteilung hinausgehen, in die Welt gesetzt? Ich weiß es nicht, denn ich habe sie nicht aus der Literatur, sondern aus der mündlichen Überlieferung. Ich kann auch nicht einmal sagen, von wem und in welcher Form ich sie gehört habe. Es ist die stillschweigende

Übereinkunft eines vergangenen Zeitalters, dessen Urteile im getrockneten Zustande noch als wertvoller und ungeprüfter Besitz des folgenden in Geltung stehen. Erst die dritte Generation pflegt damit aufzuräumen. Aber eigentlich darf man's kein Aufräumen nennen. Niemand braucht Hand anzulegen, denn sie zerfallen und verstieben von selber. Wenn sich jedoch jemand erkühnt, sie wegfegen zu wollen, solange sie wie trockenes Laub den Boden decken und von jedem Windstoß durch die Luft geführt werden, so erheben sich Verteidiger, die dem verruchten Frevler das Handwerk legen wollen.

So wird es mit den Urteilen und Vorurteilen gehen, die unserm Gefühl entspringen. Sie bleiben in Gültigkeit noch lange nachdem das Gefühl, dem sie entstammen, schon erloschen ist.

Ein ganz neues Kassel ist in den letzten dreißig Jahren von diesem ruhigen, vornehmen, fürstlichen Viertel bis vor die Tore von Wilhelmshöhe gewachsen. Wer jetzt vom Herkules aus hinabsieht, hat eine ungeheure Städtemasse unter sich. Es bleibt einer der berückendsten Blicke, die es in deutschen Städten gibt. Ich wüßte keinen, der sich an Größe und Weite und an Schönheit der Linien vergleichen ließe.

Wenn es einen Zugang zu Kassel gäbe, der über den Herkules von Wilhelmshöhe führte, und der Fremde könnte, nachdem er den Ausblick genossen, durch den Park zur modernen Stadt hinabsteigen, dann die des absoluten Fürstentums besuchen und schließlich hinabgelangen zur Bürgerstadt des Mittelalters, er würde die lebhafte Empfindung von den drei Kulturschichten erhalten, die er durchschritten, vielleicht noch lebhafter, als wenn er in der umgekehrten Reihenfolge vorginge. Kaum irgendwo sonst sind diese Kulturschichten so scharf gesondert. Man tritt heute noch durch Tore von der einen in die andere. Denn Kassel hat sich nicht durch Jahresringe, die unmerklich von einem Zustand in den andern führen, ausgebildet, sondern in der Hauptsache sprungweise nach einer einzigen Himmelsrichtung.





IM WAGEN UND IM GASTHOF

Wir hatten uns rasch eingewöhnt. Da die Sitze nicht gleichmäßig bequem waren und nicht die gleiche Art des Ausblicks boten, wurde stillschweigend ein Turnus eingeführt. Während der Fahrt wurde meist nicht viel gesprochen, weil es zu sehen und auf die Straßen zu achten galt. Es erinnerte mich an Steuern und Segelbedienen auf dem Segelschiff.

Morgens versammelten wir uns halb acht beim ersten Frühstück; zwischen eins und zwei wurde das zweite genommen, das Mittagessen um acht Uhr.

Die Frühstücksmahlzeiten wurden rasch eingenommen, abends hatten wir Zeit. Dann wurden die Erlebnisse des vergangenen Tages und die Erwartungen für den kommenden Tag vorgenommen, und es glitt das Gespräch auf die letzten Probleme der Kunst, auf Tagesfragen und alle möglichen Dinge über. Dabei pflegten sich mir plötzlich, meinen Begleitern ganz unbewußt, Ausblicke auf Zustände und Landschaften in Schweden zu eröffnen. So wenn der Künstler von seinem Sommerhaus auf einer Halbinsel am Tiergarten bei Stockholm erzählte, von den Blumen, die er zwischen den Felsblöcken zöge, die sein Gartenland bedecken, oder wenn der Major von seinen Kavalleriemanövern bei 43° Celsius hoch oben im Norden erzählte, und von den Versuchen, bei zwanzig und einigen Grad Kälte in Zelten, die fünfundzwanzig Mann fassen, um ein Feuer in der Mitte zu übernachten; oder ich sah auf eine Bemerkung des Künstlers die Landschaft im äußersten Norden, wo jetzt die großen Eisenwerke eingerichtet sind: Winternacht, sehr sorgfältig durch den Schnee gegrabene Wege, Tag und Nacht oder Nacht und Tag, denn monatelang ist das alles eins, durch elektrisches Licht erleuchtet, künstliche Sonnen und eine Insel hellen Tageslichts im weiten Dunkel rund umher. Er meinte, es wäre so schön, daß er es einmal malen werde. Oft kam der Kampf gegen den Alkoholismus zur Sprache, den man in Schweden führt. Wir würden keiner von uns ihn für uns selber nötig haben, aber wir waren einig, daß er mit Erfolg nur durch völlige Enthaltsamkeit unternommen werden könnte.

Auf Paris und seine Lehrzeit kam der Künstler gern zu sprechen und erzählte mit Behagen, wie der alte Bonnat, sein Lehrer, durch kurze schlagende Bemerkungen die Aufmerksamkeit seiner Schüler auf Hauptsachen oder tiefere Erkenntnis zu lenken suchte. Wer etwa bei der Zeichnung eines Armes die feinen Überschneidungen nicht gefühlt hatte, dem pflegte er zu sagen: der Arm ist kein Baluster; und wer darüber nachdachte, der wußte, worauf es ankam, und vergaß es nicht wieder.

TIERE UND MENSCHEN

Ich muß gestehen, daß ich die Reise mit einiger Besorgnis angetreten habe, wie sich die Bevölkerung der Städte und Dörfer gegen die Kraftfahrer verhalten würde. Man liebt das Auto nicht gerade. Noch werden die Pferde scheu, noch stieben, wenn es seine schreckende Stimme ertönen läßt, die Frauen und Kinder besinnungslos auseinander, und oft genug rennen sie blind vor Angst geradeswegs gegen die Maschine. Noch immer bringen sich die unintelligenten kleinen Hunde, die das Auto überall für den bösen Feind ansehen, beständig in Lebensgefahr, während die größeren ruhig und ganz uninteressiert zur Seite treten. Die kleinen Hunde, die Gänse und Hühner machen in den Dorfstraßen dem Fahrer das Leben schwer. Die Gänse bleiben ruhig stehen, mitten auf der Straße, in ganzen Rudeln. Sie glauben nicht recht an das dunkle Ding, das da ganz von selber angerollt kommt. Nur die alten Gänseriche pflegen ihm wohl, Hals und Flügel ausgestreckt, drohend entgegenzulaufen und versuchen, es durch Zischen und Schnabelhiebe in die Flucht zu jagen. Gänse haben Mut. Aber auch sie ziehen es vor, im letzten Augenblick seitlich auszuweichen. Das schlimmste sind die Hühner, denn sie verlieren sofort das bißchen Kopf, das sie haben. Es ist ein Wunder, daß wir keins totgefahren haben. Der Künstler erzählte, daß er in Frankreich auf Automobilfahrten stets einen Vorrat von eingewickelten Zweifrankstücken in der Rocktasche bei sich getragen habe, mit der Aufschrift »pour la poule«. Wenn die Hühner neben dem Fahrdamm in voller Sicherheit der Durchforschung des Erdbodens obliegen, fahren sie beim Anblick des Autos erschrocken auf und stürzen sich unter die Räder. Die Pferde sind ebensowenig vor dem blinden Schreck schon gefeit. Sowie die Kutscher von ferne die Natur unseres Gefährtes erkannten, pflegten sie vom Bock zu springen und die Pferde kurz zu fassen.

Schwieriger wurde es, wenn wir ein Gefährt zu überholen hatten, denn auf den einsamen Chausseen haben die Kutscher sich gewöhnt, zu schlafen und erst aufzuwachen, wenn ihnen die Posaune fast ins Ohr bläst. Dann schnellen sie vom Bock und reißen die Pferde herum. Da unser Lenker sehr sicher und vorsichtig fuhr und da uns das Glück günstig war, sind wir ohne Zusammenstoß oder Unfall durchs Land gekommen.

Die Menschen erwiesen sich überall als ruhig und eher wohlwollend. In den hannoverschen und hessischen Dörfern, die wir an einem Sonntag durchfuhren, waren Jahrmärkte mit Feuerwehrübungen und anderen Volksbelustigungen im Gange. Da wir die Hauptstraße nicht verlassen durften, mußten wir oft mitten durch das dichteste Gedränge. Wenn die Leute die dumpfe Stimme unseres Autos hörten, das langsam näherkam, machten sie ohne weiteres eine Gasse und ließen uns durch, grüßend, lachend, mit einem Scherzwort. Wir haben auf der ganzen Fahrt nur einmal ein unfreundliches Wort gehört, und das nicht etwa von einem Kutscher oder Bauern, sondern von einem Studenten. Er war allerdings ziemlich bezecht. Wo wir fragen mußten, bekamen wir überall sehr freundliche und richtige Auskunft, obwohl die Leute von Hannover ab es schwer hatten, in der norddeutschen und mehr noch in der schwedischen Intonation die Namen der Städte und Dörfer zu erkennen. Nie ist uns im Schabernack oder Scherz eine verkehrte Richtung angegeben worden.

Daß wir mit den Menschen so gut ausgekommen sind, lag einmal an der Vorsicht und Langsamkeit, mit der schon in der Nähe der Dörfer und Städte gefahren wurde. Das schien sofort anerkannt zu werden. Aber mehr noch schien die Freundlichkeit und Höflichkeit der Lenker zu wirken. Ein Gruß und ein Dank des Künstlers stellten sofort ein freundliches Verhältnis zu den Kutschern und Landleuten her. Es war sehr wohltuend zu beobachten, wie die wohlwollende Menschlichkeit des vornehmen gebildeten Mannes sofort mit Freundlichkeit und gutem Willen beantwortet wurde.

Ich habe selten Gelegenheit gehabt, so lebhaft zu empfinden, welch ungeheure Macht die gute Form und ein freundliches Lächeln des Grußes oder Dankes ausüben.





MARBURG

Wilhelmshöhe, das uns bekannt war, und Wilhelmsthal, das meine Reisegefährten nicht besucht hatten, gaben wir auf, so verlockend der Ausflug winkte.

Auf der Fahrt durch die hessischen Dörfer setzte uns die Bauerntracht immer wieder in Verwunderung. Unsere Bauernmaler haben sie uns drollig und niedlich als Kindertracht, kokett und kleidsam auf dem Körper schlanker Bauernknechte und hübscher Mädchen geschildert. Nun sahen wir dürrbeinige Greisinnen in denselben kurzen Röckchen und koketten Häubchen wie die Bräute, und langhaarige, glattrasierte Greise in derselben Tracht wie die Jünglinge. Diese Alten in der jugendlichen Hülle wirkten wie Gespenster. Ich kann mich in der Erinnerung noch jetzt eines Schauers nicht erwehren. Eine Tracht, die keinerlei Altersunterschiede zu kennen scheint, die für das Mädchen im ersten Schuljahr keine andern Formen und Farben bereit hat als für die Greisin!

Am Nachmittag langten wir, nunmehr die typische Hessenlandschaft durchsausend mit ihren großen, an Vulkane gemahnenden Berglinien, ihren mächtigen Waldkuppen und ihren malerischen Waldtälern, noch bei hellem Tageslicht in Marburg an.

Wir stiegen nach kurzer Rast den Hügel zur Burg hinan. Ich hatte den Weg um die Nordseite des Hügels gewählt, damit der schöne Abstieg an der Südseite nachher den Abschluß bildete. Auf der alten Burg durchschritten wir andächtig den Saal, in dem Luther und Zwingli ihr berühmtes Religionsgespräch gehalten, und gelangten in den Ausstellungssaal des Archivs. Waren wir einmal in Marburg, so mußten wir die ehrwürdigen alten Urkunden von König Pipin und Karl dem Großen und seinen Nachfolgern gesehen haben, an denen das alte hessische Archiv so reich ist. Urkunden von Pipin! Es soll in Deutschland keine andern mehr geben.

Auf der Höhe des Berges hinter der Burg ist ein Stadtpark angelegt worden. Wie es sich von selbst versteht, mit viel Gebüsch und künstlich geschlängelten

Wegen im sogenannten englischen Stil, den die Engländer selber nicht kennen. Wenn man einen gebildeten Engländer in eine solche Anlage führt, wird ihm übel, und hört er dann, der Park wäre im englischen Geschmack behandelt, bricht er in Empörung aus über die Unbill, die dem englischen Namen zugefügt wird.

Merkwürdig ist, daß auch hier schon in Einzelheiten der schüchterne Versuch zutage trat, wo das Gelände es nahelegte, eine Terrasse von verschleiert regelmäßiger Form anzulegen oder bestehen zu lassen.

Der Blick von oben auf die Terrassenstadt den Burgberg hinab und auf die breit gelagerte Neustadt in der Ebene fesselte uns lange. Diese Neustadt macht sich von oben am besten. Sie ist noch nicht alt, vor zwanzig Jahren fingen die ersten Häuser an, sich auf die Ebene vorzuschieben. Von unten, namentlich von der Bahn gesehen, genügten schon zwei himmelhohe Mietskasernen, um das Bild von Alt-Marburg zu zerstören. Ich weiß die Zeit noch, wo seine niedrigen Häuser nicht über die Berglehne hinausgingen. Damals stieg der Burgberg mit der Last seiner Häuser und dem kühnen Umriß der mächtigen krönenden Burg unvermittelt aus den flachen Wiesen am Fluß auf, ein berückender Anblick. Heute haben die Zinshäuser des neuen Stadtteils in der Ebene den Gegensatz der Fläche und des Ragenden verwischt, und sie steigen so hoch in die Lüfte, daß sie Burg und Stadt herabgezogen haben. Wir müssen uns in manches Unvermeidliche fügen, aber es ist sehr bitter, wenn dabei so viel Schönheit zerstört wird. Muß denn in den Vororten einer kleinen Stadt die Menschheit gleich wieder kaserniert werden, als ob der Baugrund so kostspielig wäre wie in Berlin? Und ist es zu viel verlangt, daß eine Stadt sich nicht nur verwalten sondern auch regieren soll? Und ein Hauptaugenmerk der Stadtregierung müßte die Sorge für die gesunde und schöne Entwicklung des Stadtleibes bilden.

In der beginnenden Dämmerung stiegen wir hinab, von jeder Terrasse aus neue Ausblicke auf Stadt und Burg, auf das Silberband des Flusses und die dunkelnden Waldberge in der Ferne genießend, ohne dabei über der Ferne die nächste Umgebung zu vergessen. An jedem Punkt lohnte es sich, Umschau zu halten, denn überall hatte der Zwang, die Kuppen und Abstürze des Geländes zu benutzen oder zu überwinden, zu den unterhaltendsten Raumgebilden und Überschneidungen geführt. Treppen senken sich wie Wasserfälle in Felsschluchten, Häuser stehen auf zwei oder drei Absätzen, so daß man beim fünften Stock wie beim Keller von der Straße den Eingang hat, oder man geht oben an

niedrigen Häusern entlang und entdeckt an der nächsten Ecke, daß es die obersten Stockwerke aus der Tiefe aufsteigender hoher Bauten sind. Starke Futtermauern schaffen Altane und Terrassen oder kleine Plätze zwischen steilen Hauswänden, aus kleinen Gärtchen neigen sich Büsche und Bäume über die Tiefe. In der silbernen Dämmerung begannen die Lichter in den Häusern und die Laternen auf den Straßen und Treppen ein Netzwerk heller Punkte über Höhen und Tiefen auszubreiten. Zuletzt brach der Mond durch, und in das Chaos der im Dämmerlicht unbestimmten und unfaßbaren Formen brachte er mit einem Schlage eine neue rhythmische Ordnung ragender Dunkelheiten, heller Flächen und undurchdringlicher Schatten.

Aus dem Reich der Fernblicke von Treppen und Terrassen in die Hauptstraße gelangt, wo links und rechts dunkle vorübergeneigte Giebelwände die Aussicht und fast das Himmelslicht sperren, fühlten wir uns wie in einer Schlucht. In dem dunklen Gewimmel der Schlendernden herrschte der Typus des Studenten vor. Truppweise und zu zweien Arm in Arm mit kleinen bunten Mützen und Spazierstöcken schienen sie gegen Anbruch der Nacht eine Art Korso abzuhalten. Eine Weile nachher hörten wir unten von nah und fern die Lieder ihrer Kommerse.

Am nächsten Morgen besuchten wir vor der Abreise noch rasch die Elisabethkirche, andächtig vor dem kostbaren Sarge, der einst die Gebeine der Heiligen barg, vor dem entzückenden steinernen Tabernakel, das für ihn errichtet war, aber erschreckt über die Verwüstung, die die berühmte stilgetreue Restauration angerichtet haben muß. Diese beklemmende Farbe! Es wird behauptet, das sei die echte, so habe das Gotteshaus ursprünglich ausgesehen. Wenn dies stimmt, so war es ein großes Unrecht, den barbarischen Zustand wiederherzustellen, statt aus der Farbenempfindung der eigenen Zeit den schönen alten Innenraum in ein neues und geschmackvolleres Gewand zu kleiden.

Es fiel uns auf die Seele, wie weit die heutige Architektur immer noch von allen Quellen des lebendigen Farbengefühls unserer Zeit entfernt ist. Noch immer wird den jungen Bauleuten zunächst empfohlen, die Farbe alter Innenräume aller Stile seit der Erbauung von Ravenna zu studieren. Gewiß könnten sie allerlei daraus lernen. Aber nur, wenn sie in ihrer Farbenempfindung auf dem Boden unserer Zeit ständen. Dahin werden sie aber, soweit meine Beobachtung geht, niemals geführt. Es herrscht im Gegenteil immer noch ein schroffer Gegensatz zwischen dem Geschmack der Mehrzahl der Architekten und dem nach natür-

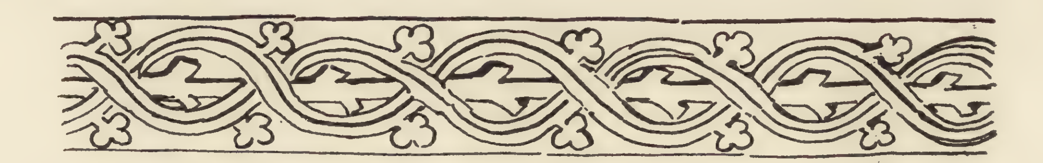
lichen Gesetzen unbeirrt von irgend welchem Akademismus sich stetig umgestaltenden Empfinden der europäischen Kulturwelt. Ja, viele Architekten selbst der jüngeren Generation leugnen schlankweg, daß dies Farbengefühl der gebildeten Gesellschaft, das unabhängig seinen Weg geht, überhaupt vorhanden ist. Natürlich nur, weil sie blind dafür sind.

Wenn mich ein junger Architekt fragen würde, wo er aus diesen Quellen unseres heutigen Farbengefühls schöpfen sollte, so würde ich ihm raten, nach London zu fahren und sich in Old Bondstreet die Läden der Krawattenhändler, die Handschuhläden, die Läden für Herrenwäsche oder die der Strumpfwirker und der Putzmacherinnen anzusehen, und dann dieselbe Art von Auslagen in Paris aufzusuchen, wenn die Londoner auch um einen Grad höher stehen. Hier offenbart sich der unbeirrte Geschmack einer kultivierten Gesellschaft, hier äußert sich eine elementare Grundgewalt, deren Quellen unsere offizielle auf Akademien und Bauschulen erzeugte Architektur leider nicht mehr tränken.

Bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts war der Farbengeschmack der Architektur identisch mit dem der Mode. Die Ausmalung eines Rokokosalons, eines Boudoirs Louis XVI. unterschied sich im Wesen nicht von dem Farbengeschmack, der sich im Anzug des Mannes oder in der Toilette der Frau aussprach. Beispiele sind gerade in Deutschland die Hülle und Fülle erhalten, der Saal in Grün und Silber in Würzburg, die Säle in Orange und Silber und Blau und Silber in der Amalienburg. Seither hat die Architektur sich von dieser Berührung gelöst, und die Mode ist ihren eigenen Weg gegangen.

Nun sind wir dahin gekommen, daß ein Strumpfladen in Old Bondstreet künstlerisch höher steht als die Ausmalung aller Bahnhöfe, Museen, Justizpaläste, Ministerien und Schlösser unserer Zeit, die ich kenne.





DAS LAHNTAL

Bald hinter Marburg begann es kühler zu werden und plötzlich saßen wir in dickem Nebel und mußten so vorsichtig fahren wie unter denselben Umständen ein Dampfer auf dem Fluß. Von der Landschaft sahen wir nichts mehr, Menschen und Gefährte tauchten auf und versanken, Häuser erhoben sich halben Leibes und verschwanden. Das hätte wohl müde gemacht, wäre nicht ständig Aufmerksamkeit nötig gewesen. Wir kamen langsamer aber immerhin ganz gut voran.

In den Straßen von Gießen hatte sich der Nebel etwas gelichtet, so daß wir von dem malerischen Markt mit dem hohen schmalen Rathaus doch einen Eindruck mitnehmen konnten.

Auf dem Lande wieder Nebel. Wir kamen auf einen Hügel, der durch Bänke und Inschriften als Aussichtspunkt gekennzeichnet war, und konnten nicht über den Rand des Abhangs wegsehen. Aber wir hatten doch sehr lebhaft das Gefühl, auf einer bedeutenden Höhe zu stehen. Dann sanken wir im Nebel den Landweg hinab, tiefer und tiefer, in die Straßen der Stadt hinein, tiefer und tiefer, an dem über die Maßen malerischen alten Dom vorüber, der gerade gründlich restauriert wird (armes Wetzlar!), tiefer und tiefer hinab, durch malerische alte Straßen, bis wir unten die Landstraße gewonnen hatten. Schade um den Nebel, es war eine wunderschöne Stadt mit behäbigen neuen Häusern und großen Schulbauten in der Peripherie und im alten Kern voll der heimlichen Schönheiten und Launen der kleinen mitteldeutschen Städte. Auch die Fremden bedauerten sehr, nicht noch mehr von Wetzlar zu sehen, denn sie wußten, daß Goethes Schritte diesen Boden geweiht haben. Hätte die Sonne geschienen, wären wir ausgestiegen.

Es ging so rasch durch die menschenleere Stadt, in der uns nichts aufhielt, daß ich kaum Zeit hatte, mir die Örtlichkeiten und Gebäude, von denen mir Freunde erzählt hatten, anzusehen. Ein originelles Gebilde, dieser lange erstaunlich abschüssige Marktplatz mit dem Dom im Kranz alter Giebelhäuser. Es kommt mir vor, als würden die Massen nur durch das Schwergewicht des

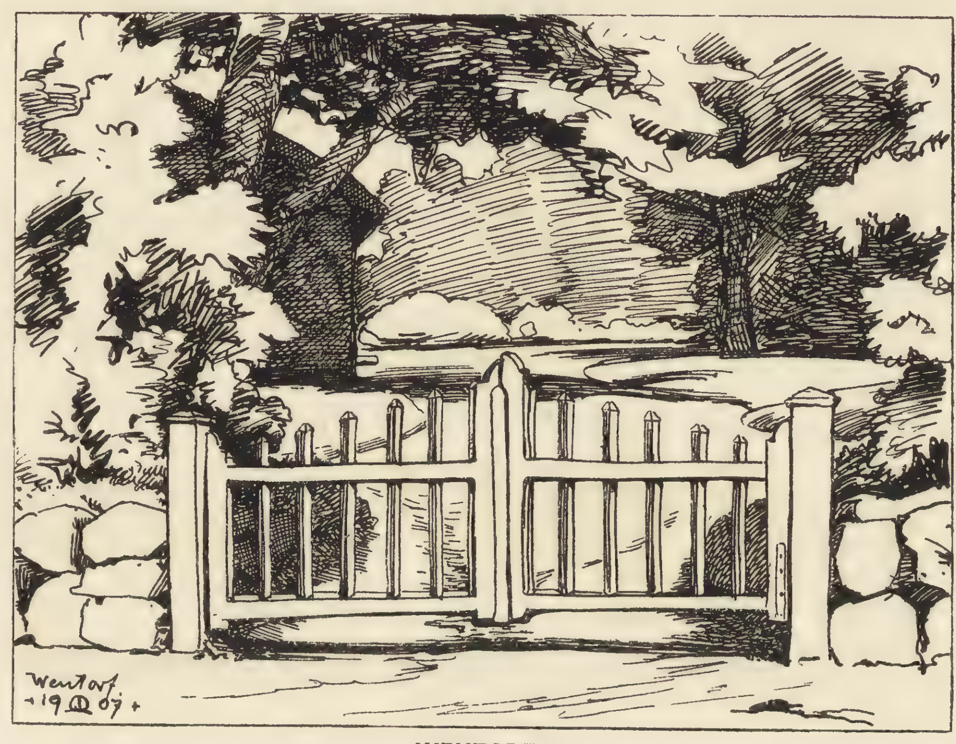


KLOSTER WIERHAUSEN

Domes im Lot gehalten. Kalckreuth, der hier einige Jahre seiner Gymnasialzeit verbracht hat, erzählte mir von dem phantastischen Auftreten eines Seiltänzers, der über die Länge des Platzes von Hausfirst zu Hausfirst ein schlaffes Seil gespannt hatte und, nachdem es tagsüber genügend Neugier entfacht hatte, in der Nacht bei Fackelschein, bewundert von schwarzen Massen auf dem Platz und rot angestrahlten Gesichtern in allen Fenstern und auf allen Dächern, ungeblendet von dem Feuerschein, der von unten auflohte, seinen Weg von Dach zu Dach gemacht hatte.

Nebel über Feldern, in Dorfstraßen, unter Baumkronen, vor Stadthäusern.

Plötzlich hielten wir auf einem stark abfallenden Marktplatz zwischen Bauern und Kleinstädtern vor einem ernsten Burgtor. Das war Braunfels. Das Tor sah so alt und echt aus, daß wir ausstiegen, es anzusehen. Zwei Rundtürme und ein Laufgang über dem eisenbeschlagenen Tor, dahinter ein Durchblick auf einen steilansteigenden Weg zwischen hohen Mauern, der in ein hohes oberes Tor mündete. Also eine Burg mit zwei Mauergürteln



WENTORF

und dem Zwinger zwischen Tor und Tor. Auch das obere Tor war alt. Sollte die Burg selber es auch sein? Am zweiten Tor empfingen uns die drei Burgsoldaten der Besatzung in Solms-Braunfelsischer Uniform. Leider war die Burg mit ihren beiden Bergfrieden neu aufgebaut. Ein alter Burgsoldat führte uns gewissenhaft an die schönen Aussichtspunkte des äußern Wehrganges und erklärte uns, was da alles zu sehen wäre, wenn der Nebel sich verzogen hätte. Wir sahen nur die dichte Wand vor uns oder, wenn wir uns über die Mauer beugten, die Dächer der winzig kleinen Häuser der Dienstleute, die sich zwischen den beiden Mauern angesiedelt hatten. Schloßhof, Fassaden und Innenräume, alles neu. Beim Abstieg hatten wir noch einmal unsere Freude an den alten Torbauten mit echten alten Fallgattern und echten alten eisenbeschlagenen Toren, an dem alten Gemäuer und dem Einblick in die engen kleinen Straßen der Burgleute zwischen den beiden Mauern.

Außerhalb der Stadt begann sich der Nebel zu verziehen, und nun wurde uns mit einem Schlage klar, wie schön das Land war, durch das wir fuhren.

Wir waren im Herzen des alten Nassau, unser nächstes Ziel war Weilburg, der uralte Stammsitz des Fürstengeschlechts, das heute das Großherzogtum Luxemburg regiert und Schweden seine Königin gegeben hat.

Vor meinen Augen steht eine breite Allee uralter Bäume, Meilen und Meilen bis zur alten Stadt über Berg und Tal durch Wälder und offenes Feld, und von Weilburg ab wieder die endlose Allee über Berg und Tal, Stunden um Stunden.

Es war wohl das Schönste und Eigenartigste, was wir auf der Reise als Landschaft gesehen haben. Und hier erst begannen die letzten und höchsten Freuden der Bewegung im Auto, denn diese Alleen waren fast menschenleer, selten kreuzte ein Jäger den Weg, noch seltener war ein Gefährt zu erblicken, Kinder, kleine Hunde, Hühner und Gänse, die Quälgeister des Fahrers, ließen sich in der Einsamkeit nicht blicken. So vorsichtig wir sonst gefahren hatten, hier konnte der Wonne, hinab oder hinauf zu sausen, der Zügel gelassen werden.

Hier habe ich die Leidenschaft für die rasche Fahrt, die den Kraftfahrer hinreißt, begreifen gelernt. Ich kam mir vor, als hätte ich die Frische und Lebensfreudigkeit der Kindheit zurückerlangt. Keinerlei Erinnerung an rasche Fahrt auf der Eisenbahn oder mit dem Gespann wachte auf. Es schien mir, als ginge es unendlich rascher als im Schnellzug, wenn wir auch immer noch hinter der Geschwindigkeit der D-Züge zurückblieben. Am nächsten kommt dies neue Bewegungsgefühl dem Segeln oder der Fahrt im Motorboot. Aber es ist doch wieder sehr verschieden davon, das spürt man am stärksten, wenn die Straße vor einem einen steilen Abhang hinaufklimmt und das Gefährt die Steigung spielend und, weil nicht gebremst wird, für die Empfindung fast schneller als die fallende Straße nimmt.

Neu war auch die Erfahrung für mich, daß bei diesem jubelnden Gefühl des Befreitseins, des Losgelöstseins, des Fliegens — es kommt in der Tat manchmal an das Gefühl heran, daß einen packt, wenn man im Luftballon aufsteigt, nur daß man sich hier der Bewegung erst auf Umwegen bewußt wird: die Erde bewegt sich unter einem, sie sinkt, man fühlt das Steigen nicht —, daß man beim raschen Flug im Auto und mitten im Genuß der Bewegung doch alles umher beobachtet und blitzschnell in sich aufnimmt, und daß diese Eindrücke haften. Ich habe von allen Straßen, die wir gefahren sind, von allen Städten, die wir durchkreuzt haben, so deutliche Erinnerungsbilder, daß ich in Gedanken die ganze Fahrt vor mir aufrollen kann.



OST-STEINBEK. GEZEICHNET VON HERRN ED. L. LORENZ-MEYER

Vielleicht trug die gehobene Stimmung zu dieser stetigen Empfänglichkeit und raschen Aufnahmefähigkeit bei. Der Körper wird durch die Bewegung der Luft den ganzen Tag massiert, und die Atmungsorgane befinden sich, wie mir scheint, in dem Zustand, der ihnen am besten bekommt, dem beim Bergsteigen.

Als wir in die wunderbare Allee einbogen, nebelte es noch. Die in goldigem Gelb hier und da mit tiefen purpurbraunen Flecken prangenden Baumkronen waren in das silberne Gespinst des Nebels gebettet, auf dem silbergrauen Fahrweg lag ein Muster von goldgelben Blättern. Über dem ersten Hügel wurde es plötzlich hell, die blasse Sonne brach durch, und von der Höhe sahen wir hinab in die Tiefe purpurner Waldtäler oder auf dunkelbraune Waldkuppen, alles immer wieder überschnitten von den Riesenstämmen, an denen wir vorbeisausten. Ich saß auf dieser Strecke neben dem Major, dem der Verkehr mit dem Künstler das Auge für die Landschaft geöffnet hatte, und wir konnten unsere Freude nicht bändigen, ohne uns anzustoßen und laut zuzurufen.

WEILBURG—LIMBURG

Weilburg steigt auf dem vom Schicksal vorherbestimmten Felsen aus dem Flußtal auf. Die Lahn muß eine starke Schleife machen, um das Hindernis zu nehmen. Gerade vor tausend Jahren, das Jubelfest ist vorigen Sommer gefeiert, wurde hier die feste Burg gegründet, die der ganzen Gegend Schutz und Rückhalt bot. Ihre Mauern stecken noch im heutigen Schloß.

In der Silhouette des Stadtberges ragen Schloß und Schloßkirche in energischen Massen und Linien aus dem Grün des Parkes empor, der auf der einen Seite bis zum Fluß hinabsteigt. Wir fuhren durch die liebliche altertümliche Stadt hinauf bis fast vor das Schloßtor, stiegen aus und besahen den malerischen alten Schloßhof, der noch aus der Zeit stammt, wo die Schlösser nach außen Festung waren und ihre Grazie und Anmut in den sicheren Hofanlagen entfalteten, und begaben uns dann auf die alten Terrassen, einst Festungsanlagen, dann Gärten geworden, wo die Bewohner von Weilburg dem Großherzog von Luxemburg, ihrem Fürsten bis 1866, ein Bronzedenkmal gesetzt haben.

Die hochgelegene Plattform, auf der es sich erhebt, ist mit Reihen alter

Bäume bepflanzt und gibt einen schöngestimmten Hintergrund für das Denkmal. Nach der Stadt zu blickt man von dieser hochgelegenen Terrasse auf eine etwas tiefere Plattform und darüber hinaus auf Stadt und Fluß und die Waldhänge am andern Ufer. Hier liegt, in die obere Terrasse hineingebaut, die alte Orangerie. Ohne es zu wissen, ist man von den Baumgängen auf ihr flaches Dach getreten. Zu beiden Seiten führen schöne breite Treppen hinab, und von unten sieht man, zurückblickend, die stattliche Barockfassade der Orangerie zwischen den sanft aufsteigenden Treppen.

Diese untere Terrasse muß einmal berückend schön gewesen sein. An beiden Seiten ist sie durch hohe schlichte Mauern abgeschlossen, nach rückwärts durch die Fassade der Orangerie, und nach Stadt und Fluß öffnet sie sich mit einer langen Balustrade. Erst wenn man näher kommt, entdeckt man, daß an jeder der äußeren Ecken noch eine kleine mit alten Bäumen bestandene Terrasse gelegen ist, zu der man einige Stufen hinansteigt. Auf den Sitzen unter diesen alten Bäumen ist gut sein.

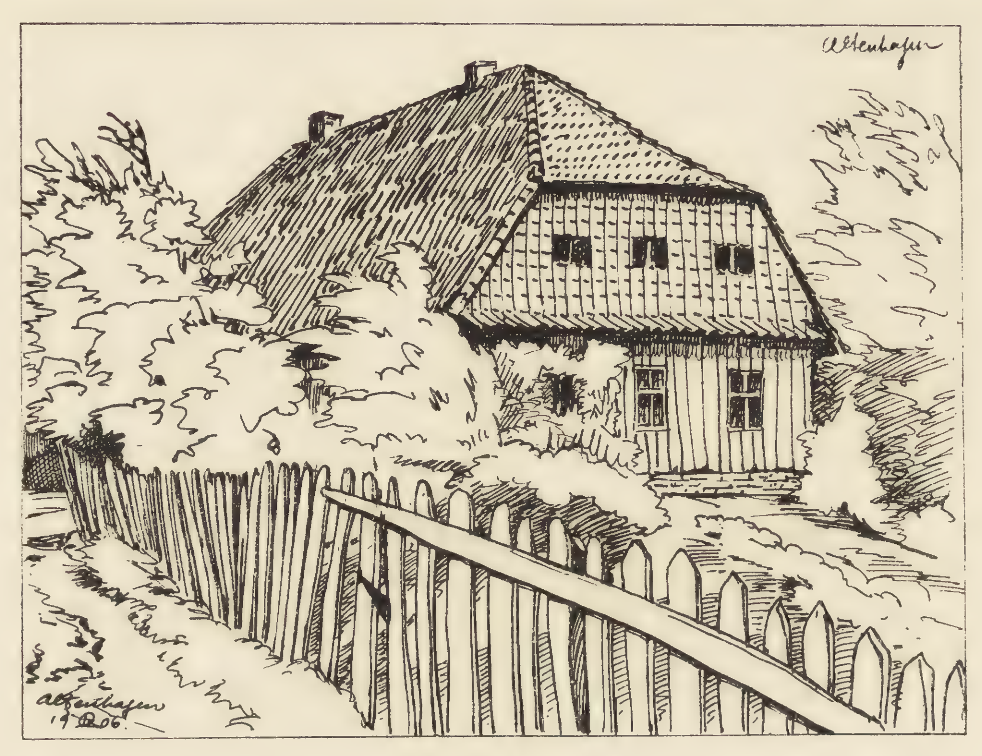
Leider hat die moderne Gartenkunst nicht begriffen, was hier ihre Aufgabe wäre, und hat die Rasen und Beete nach dem bekannten Schema des in Deutschland englisch genannten Gartens angelegt. Ein betrübender Anblick. Um hier oben innerhalb dieser ganz festen, in jedem Zug architektonisch gewollten Umgebung das Gefühl von freier landschaftlicher Natur zu erwecken, ist die Treppe zu einer der kleinen Seitenterrassen abgebrochen und durch eine Anschüttung ersetzt, als wäre es eine Hügellehne. Man wird diesen Zustand hoffentlich nicht lange ertragen. Es ist beklemmend, zu denken, daß die Generation von Stadt- und Landschaftsgärtnern, die diese Dinge tut, noch jung ist und noch auf Jahrzehnte hinaus unsere öffentlichen Anlagen und die Erscheinung unserer Städte bestimmt, ja, unter Umständen für immer verdirbt.

Kirche und Kirchturm von Weilburg haben etwas ganz Ungewöhnliches. Wer den schweren Turm von weitem die Stadt überragen sieht, denkt nicht an die Möglichkeit, es könnte ein Kirchturm sein, sondern nimmt ihn ohne weiteres für den gewaltigen Bergfried des ältesten Schloßbaus, aus der Zeit, wo diese letzten Zufluchtstätten der Burgbewohner noch auf quadratischem Grundriß entwickelt wurden, nur daß ihm später die zierliche Kappe einer Barocklaterne aufgesetzt sei. Und doch ist es ein Kirchturm. Er mußte dem Charakter der Kirche, zu der er gehört, angepaßt werden. Auch diese Kirche,



BOIZENBURG

am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erbaut, hat den quadratischen Grundriß. Sie würde von nah und fern für alles andere als für das, was sie ist, genommen werden, von fern für ein Schloß, vom Marktplatz aus mit ihrem breiten Balkon im ersten Stock und ihrem Mansardendach eher für ein Rathaus. Wer nach diesem Außenbau auch vom Innern etwas Ungewöhnliches erwartet, wird nicht getäuscht. Man tritt aus der aufgetreppten Vorhalle mit ihren fünf breiten Toren in eine ungeheure, nach meiner Erinnerung quadratische Halle mit himmelhohem Kappengewölbe. Rechts in der Mitte der Wand Altar und Kanzel vereint, links, dem Altaraufbau gegenüber, die Fürstenloge, mit breiten Fenstern nach dem Kirchenraum geöffnet und von zwei riesigen Wappenschildern bekrönt, die als kräftige Farbenflecke in dem weißgestimmten Raum sehr gut tun. Diese Fürstenloge! Sie sagt an diesem Orte mehr als: »l'État c'est moi«. Hier im Gotteshause bildet die breitgelagerte, reichgeschmückte Fürstenloge im Sinne der Zeit das architektonische Gegengewicht zu Altar und Kanzel.



ALTENHAGEN

Wenn die Rokokopracht des Fürsten und seines Hofes beim Gottesdienst aus der dreiteiligen Loge über die unten versammelte Gemeinde weg dem Prediger entgegenstrahlte, muß wohl ein sehr unabhängiger Sinn dazu gehört haben, wenn er sich dieser sichtbarlich ausgedrückten irdischen Majestät gegenüber nur als Diener der unsichtbaren im Himmel zu fühlen vermochte.

Ich muß gestehen, daß ich mich nicht erinnere, in einer andern Schloßkirche oder Kapelle einen so überwältigenden Eindruck von dem Wesen des absoluten Fürstentums erhalten zu haben wie hier in dem kleinen Weilburg. Selbst in Versailles nicht. Die Königsloge fügt sich hier unauffälliger und demütiger in den Organismus der Kirche ein, denn sie nimmt den im Verhältnis belanglosen Platz der Empore über dem Haupteingange ein, der in den Kathedralen der Orgel und dem Sängerchor zugewiesen wird. Während der Messe oder Predigt spürt die im Kirchenschiff versammelte Gemeinde, die der Hofloge den Rücken wendet, von der Anwesenheit des Königs überhaupt nichts. Der katholische Gottesdienst ist so fest gefügt, daß auch die Hofetikette des

Sonnenkönigs seine Riten und ihren sichtbaren Ausdruck in der Architektur nicht hätten zu sprengen vermocht, selbst wenn es in der Absicht des Königs gelegen haben könnte.

Das war im protestantischen Weilburg anders. Der Protestantismus hat sich gerade im achtzehnten Jahrhundert von der Bauüberlieferung des Katholizismus befreit. Die Kirche in Weilburg, eine richtige Predigtkirche, die den Altar unterordnet, indem sie die Kanzel in den Mittelpunkt rückt und den Altar darunterschiebt, als ob er in ihren Schutz gestellt werden sollte, könnte für den katholischen Gottesdienst überhaupt nicht verwendet werden. Die Sitze in den Bänken, die eigentlich mit dem Rücken nach der Hofloge angelegt sein müßten, damit die Zuhörer dem Prediger ins Gesicht sehen, sind heute noch, um den Etikettenfehler zu vermeiden, zur einen Hälfte mit dem Rücken, zur andern mit dem Blick nach dem Eingang angeordnet, so daß sich die Andächtigen seitwärts zum Prediger wenden müssen.

Das Vorbild von Versailles wird wohl auch hier gewirkt haben. Nur hat die protestantische Kirche dem Fürsten die Möglichkeit gewährt, das Prinzip der absoluten Fürstengewalt ganz ohne Schranken auszudrücken. Als durch die bloße Erscheinung überzeugendes Symbol steht die Kirche zu Weilburg über der von Versailles. Niemand, der in diesen hohen, geschlossenen Raum tritt, kann sich dem Eindruck entziehen.

Jenseit Weilburgs wieder die endlosen Alleen mit prachtvollen alten Linden und berückenden Ausblicken.

Mit einem Ausruf des Staunens grüßten wir, als wir über die alte Brücke fuhren, den herrlichen Dom von Limburg, der phantastisch auf seinem Felsen am Wasser thront. Es hat etwas Unwahrscheinliches, mit welchem Geschmack die Stelle ausgesucht und die Verhältnisse des Gebäudes der Umgebung eingefühlt sind. Der Dom ist nur klein nach seinem absoluten Maß, aber er wirkt riesig, weil er in sich und zu seinem Unterbau gute Verhältnisse hat. Denn Monumentalität ist nichts als Verhältnis. Ein einziges hohes Zinshaus in der Nähe würde die ganze Harmonie vernichten. Das Innere des Doms sollte man nicht ansehen. Woran liegt es, daß es so kühl stimmt? Es wird wohl von der Kunst des Restaurateurs herrühren. Die alte Burg hinter dem Dom auf dem steilen Fels, der sich aus dem Flusse erhebt, ist jetzt Museum. Als solches hat es nur örtliche Bedeutung. Aber es besitzt einen Schatz, der nicht inventarisiert werden kann, und der doch weit köst-



CURSLACK, OLEMANNS HAUS (GEHÖRTE FRÜHER DEN AMSINCKS). GEZEICHNET VON HERRN ED. L. LORENZ-MEYER

licher ist als alles, was das Museum enthält und je an Altsachen sein eigen nennen wird: das sind die Blicke aus dem Fenster auf das gurgelnde Wasser der Lahn tief unten, auf die baumbestandene Insel, in deren geschlossener und doch reicher Silhouette die Natur alle die süße Koketterie entfaltet, deren sie fähig ist, wenn sie allein gelassen wird. Um die Spitze schwamm gegen den Strom ein Schwarm Enten, aus der Höhe gesehen so klein, daß sie wie Spielzeug aussahen. In dem klaren Wasser war jede Bewegung der heftig arbeitenden roten Schwimmfüße zu sehen.

Als wir über den schönen alten Domplatz zur Stadt gingen, sahen wir im herbstlich bunten Blumengarten des Pfarrhauses den Priester, der, Gebete lesend, auf dem mittleren Weg wandelte. Seine schwarze Silhouette überschnitt die Mauer der Terrasse und die dunstigen Häuser jenseit des Flusses.

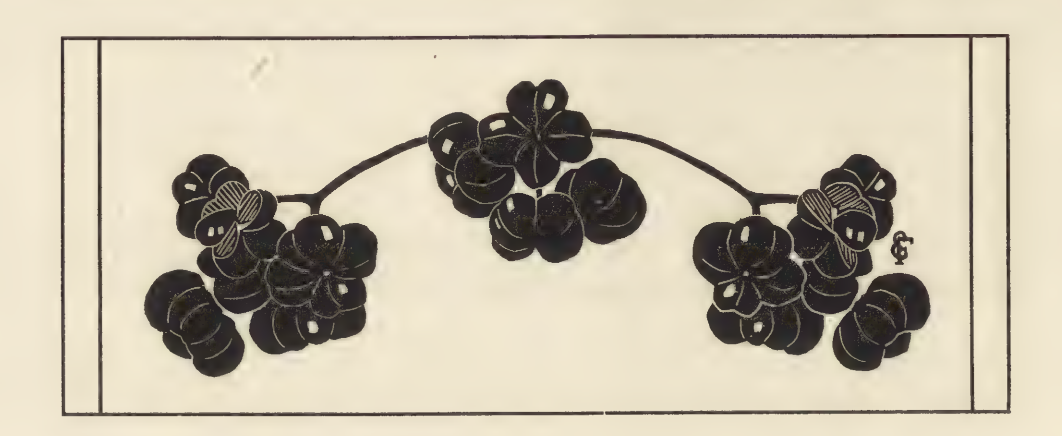
In der Stadtkirche wurde uns der berühmte Domschatz aufgeschlossen. Er gehört dem Dom, der keinen Platz hat, ihn sicher aufzubewahren, noch nicht lange. Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war er noch im Schatz der Herzöge von Nassau auf Weilburg, die ihn später dem Dom überwiesen. An jedem der kostbaren Stücke ist ein Stein ausgebrochen und durch eine Gemme mit dem Wappen der Herzöge ersetzt. Das kostbarste Stück ist ein Reliquiarium aus Gold mit Figuren und Ornamenten in Email, frühmittelalterliche byzantinische Arbeit von der höchsten Schönheit.

In der Ferne eine lange Stadtsilhouette wie ein Gebirgskamm, alte Stadtmauern, ein Schloß, Wachttürme — ist es möglich, daß die Stadt so groß ist? Unser Weg führte heran und dann unten an der Sohle entlang, wir konnten erkennen, wie über uns die Stadt mit Gärtchen und Ausbauten in den Mauergürtel hineingewachsen ist, die Türme als Altan oder Gartenpavillon ausnutzend. Es schien uns, als müßten wir vorbeifahren, als ganz am Ende die rasch steigende Straße mit kurzer Schleife in die Stadt führte. Wir fühlten, ohne es eigentlich zu sehen, wie lang und schmal sie war. Weiter ging's an der andern Schmalseite wieder hinaus, und von der Landstraße hatten wir beim Umwenden noch einmal die kammartige Silhouette der langen, schmalen Stadt vor Augen, deren feste, ragende Gestalt weithin die Landschaft beherrscht.

In der Nähe von Ehrenbreitenstein mußte wieder vorsichtig gefahren werden, vorsichtiger noch in dem engen und belebten Koblenz. Aber jenseits, wo es im Bogen über die Vorberge der Eifel nach Kochem ging, durfte wieder ausgeholt werden.

Die Straße führte durch ein Land von heroischen Formen. Am Horizont standen in ruhiger Pracht die steilen Kuppen der Eifel. Aber die beständigen und sehr steilen Steigungen der Straße muteten dem Wagen sehr viel zu. Einmal schnellte der Weg auf einer Strecke von drei Kilometern über zweihundert Meter empor. Aber alles ging glatt. Die letzte Strecke sanken wir durch enge Waldtäler nach der Mosel hinab. Wieder kamen wir haarscharf mit dem Tageslicht aus. Als wir in Kochem einbogen, begann die Dämmerung zu sinken.





KOCHEM

Der letzte Abend. Wieder ein Spaziergang im taghellen Mondlicht, den Fluß entlang auf dem Kai. Schwarze Schattenrisse der Berge am jenseitigen Ufer warfen ihre Dunkelheit auf das Wasser. Weiterhin fielen sie steil ab, ihr Schatten auf dem Wasser schnitt scharf ab gegen das Mondlicht auf der fernen Wasserfläche und die lichtberieselten, fernverdämmernden Berglehnen. Ein Lichtpunkt glitt auf dem dunkeln Wasser zu unsern Füßen langsam zum nächsten Ufer. Wir sahen nur das Licht und beobachteten, daß es ganz nahe über dem Wasser schweben mußte. Von dem Schiff, das es trug, war nichts zu spüren. Als nachher der Mondschein kam, erkannten wir das Fährboot, das das Licht an Backbord bis dicht auf der Wasserfläche hängen hatte. Mondschein wieder in anderer Gestalt, nicht wie in den Städten, von hellen Mauern oder weißen Fensterrahmen, von roten Dächern aufgefangen, wo sein Blau sich mit dem Rot zu einem wunderbaren Himbeerton mischt — sondern einsinkend in graues Gestein, alle Form und Festigkeit des Geländes auflösend, weite Flächen nicht kalt, sondern warm beleuchtend, nur im silbernen Duft der Ferne kühl wirkend.

Der Künstler warf die Frage auf, ob sich das wohl malen ließe, ohne daß es süß würde?

Und wieder kamen wir auf die unergründliche Frage nach dem Verhältnis des Künstlers zu seinem Stoff. Wie kommt es, daß unser Geschlecht so viel Schönheit der Welt genießen und nur einen begrenzten Ausschnitt davon so darstellen kann, daß es Kunst wird? Was wir im Traum des Mond-

dämmerns im Moseltal vor uns sahen, riß uns hin. Für die strenge Hoheit der Eifel, für die Romantik des Lahntales, die Weiträumigkeit der hessischen Landschaft, für die satte Behäbigkeit der braunschweigischen Ebene, für die Zartheit der Bodenschwellungen am Heiderand und die ernste Pracht seiner aus Eichenhainen lugenden Dörfer hatten wir die lebhafteste Empfindung gehabt — und wie eng begrenzt ist der Ausschnitt der Motive aus all diesem Reichtum, mit denen dem Künstler unserer Tage große Kunst zu machen erlaubt ist, oder die sich der große Künstler heute erlaubt, wie man es nehmen will. Sind wir nicht beinahe verwundert, wenn ein hervorragender deutscher Künstler eine Landschaft malt, die mehr als einen engen Ausschnitt eines bescheidenen Stückes Natur umfaßt?

Kochem ist nicht, was es früher war. Es muß ein romantisches Nestchen gewesen sein, als es noch keine Kais hatte, als die kleinen Häuser noch dichtgedrängt über die Felsen bis ans Ufer quollen, klein wie Kinderspielzeug, kaum für Menschen bewohnbar scheinend. Die neuen Häuser sind hoch und regelmäßig gebaut, wie Großstadthäuser, viel zu groß für die Formen der Landschaft.

In Kochem nahm ich am nächsten Morgen Abschied. Ich war weiter mitgefahren, als ich am ersten Tage geahnt hatte. Bis Trier, zur nächsten Raststätte, mitzufahren, hätte auch zu weit geführt. Es wurde mir sehr schwer, zu verzichten.





DIE WELT VOM AUTO

Wer dieselbe Strecke, die wir in vier Tagen mit dem Auto durcheilt haben, zu Fuß, zu Pferd, im Wagen oder auf der Eisenbahn zurücklegte, würde andere Erinnerungen mit nach Hause bringen.

Der Fußwanderer würde von Land und Leuten mehr lernen als wir. Er würde freiwillig oder gezwungen an Orten verweilt haben, von denen sich uns nur ein Bild eingeprägt hat. Zu Pferd oder Wagen würde man um so viel bessere Übersicht genießen, als das Auge höher eingestellt wäre. Aber man würde sich, wie der Fußgänger, doch umsehen und immer das Gesamtbild der ganzen Gegend aufnehmen können.

Ganz anders die Fahrt in der Eisenbahn. Wer einen vollen und zutreffenden Eindruck von der Landschaft erlangen will, darf sie nicht vom Eisenbahnfenster aus beobachten. Den Bildern, die er von hier empfängt, fehlt die rechte Körperlichkeit. Er hat immer nur eine Seite vor sich, und der enge Rahmen verkürzt das ihm sichtbare Stück Welt noch. Um ein Ganzes zu haben, muß er zusammensetzen, was von den beiden Seiten wahrzunehmen ist, und damit fehlt die Unmittelbarkeit des Eindrucks; da er kein Ganzes wahrnimmt, wird ihm das Knochengerüst der Landschaft nur selten fühlbar. Willenlos wird er durch den Raum geschleppt. Er kann nicht halten, wo der Wunsch in ihm aufsteigt, und er hat keine Gemeinschaft mehr mit der

Welt, die so fern an ihm vorüberrauscht. Er bewegt sich auf einem Boden, der weder Haus, Baum, noch lebendige Wesen trägt, denn die schmale Strecke, die für den Schienenstrang aus der Landschaft ausgeschnitten ist, gehört der wirklichen Welt nicht mehr an. Und wir selber sind auf der Eisenbahn außerhalb der Welt. Wir sehen die Dinge deutlich genug, aber es fehlt jede Möglichkeit der Beobachtung, und auch der geistige Kontakt fällt weg.

Das Auto hat die Schnelligkeit der Eisenbahn und die Unabhängigkeit des Fußwanderers. Es bleibt auf dem festen Boden der wirklichen Straße, auf der das ganze Leben mitzieht oder entgegenkommt. Die Bilder der Welt, die es gewährt, sind nicht die von fern gesehenen Ausschnitte der Eisenbahnfahrt, sondern Rundblicke, die das Ganze darlegen. Es hält nicht an vorherbestimmten Stellen mit Staden und Wartehallen, die überall gleich sind und den Blick auf die Welt versperren, das Auto steht still, wo es soll.

Vor dem von Pferden gezogenen Wagen hat es den unüberschnittenen Blick nach vorn voraus. Wo der Bock und der Kutscher und vielleicht auch die zottelnden Pferde den Ausblick hindern oder unruhig machen, rollt sich beim Auto der Vordergrund der Landschaft unmittelbar vor den Augen auf.

So vereinigt es alle Vorzüge aller Fortbewegungsmittel von des Schusters Rappen bis zur Eisenbahn und hat noch einige mehr.

Die Erinnerungen, die eine Fahrt im Auto hinterläßt, sind denn auch ganz eigener Art und lassen sich nicht vergleichen.

Ich glaube, daß der Wunsch, von Land und Leuten in einem Stück Deutschland einen einheitlichen Eindruck zu erlangen, durch kein anderes Beförderungsmittel in derselben Vollkommenheit sich hätte erfüllen lassen. Gewiß, der Fußgänger sieht mehr und lernt mehr kennen. Aber er ist auch wieder den Dingen zu nahe und empfängt zu viele Eindrücke und kann sich von dem Einzelnen nicht freimachen, wenn er genug hat. Die Welt umher ist viel zu sehr sein Herr. Will er rasch voran, so ermüdet sie ihn. Seine Aufnahmefähigkeit kann schon der körperlichen Anstrengung wegen nicht so frisch bleiben wie die des Mannes im Auto.

Die deutschen Provinzen, die wir durchflogen, waren mir durchweg wohlbekannt. Doch muß ich gestehen, daß ich mit ganz neuen Vorstellungen von der raschen Fahrt zurückgekommen bin. Noch nie habe ich in so kurzer Zeit eine solche berauschende Fülle schöner Bilder in mich aufgenommen. Wenn ich an die Fahrt zurückdenke, ist es mir, als könnte ich ein Bilderbuch auf-



LUZERN, GARTEN AN DER REUSS

schlagen von unerhörter Fülle und unerhörter Pracht, als stände jeder einzelne Teil des gewaltigen Panoramas mit allen Einzelheiten bis zu den Blumen am Wege deutlich vor meinen Augen. Ich habe das Gefühl, als ob die Bilder, die sich mir auf dieser Fahrt eingeprägt, festere Umrisse und stärkere Leuchtkraft hätten als fast alle anderen, die meine Seele von dem Schauspiel dieser Welt aufbewahrt.

War es nur der Rausch des Fliegens, der die Seele weckte und Körper und Sinne frisch hielt? Oder bewirkte die heitere Stimmung und das Behagen des wortlosen Verstehens, daß der Einzelne in unserer Reisegesellschaft auf jeden Reiz und jede Anregung schärfer reagierte?

So viel ist mir klar geworden, es gibt kein besseres Mittel, rasch einen Gesamteindruck von dem Wesen eines Landes und Volkes zu erhalten als eine Fahrt im Auto. Bei aller Klarheit und Schärfe der Einzelbilder ergibt sich doch ein deutliches Gesamtbild, das alle wesentlichen Züge zusammenfaßt. Wir haben so viele Heidedörfer mit großen niedersächsischen Bauernhäusern in ihren Hainen alter Eichen gesehen, daß der Begriff Heidedorf sich mit lebendiger Anschauung gefüllt hat. Aus den Straßenbildern in Lüneburg, Celle, Hannover, Hildesheim und Braunschweig hat sich die Vorstellung der Stadtform im alten Herzogtum Braunschweig-Lüneburg gebildet. Die hessischen Dörfer mit ihren weißgetünchten Füllwänden in Fachwerk haben sich zur Vorstellung vom hessischen Dorf verdichtet, neben den einzelnen Städtebildern von Wetzlar, Weilburg, Limburg ist uns der Gesamttypus der Lahnstadt haften geblieben, der ihre Besonderheit zusammenfaßt. Und ebenso schwebt uns nun über all den Einzelbildern das Gattungsbild der nordwestdeutschen Klein- und Mittelstadt mit ihrer schlichten und sachlichen, aber ungemein reizvollen alten bürgerlichen Baukunst, ihrer Sauberkeit, ihrer stillen

Behäbigkeit und Wohlhabenheit oder der Typus der deutschen Residenzstadt mit ihrem selbst bei bescheidenem Umfang wie in Weilburg imponierenden Zug ins Monumentale als Ausdrucksform der Empfindungen und Bedürfnisse des fürstlichen Menschen.

Von der Landschaft blieben in derselben Form neben den lebendigen Einzelbildern die Typen haften: die Randlandschaft der Lüneburger Heide mit den lang ausschwingenden Linien der flachen Hügel, die sich so zart und weich überschneiden unter dem groß aufgebauten Himmel, der die Nähe der See verrät; die Hochebene Hessens mit einzelnen energisch umrissenen Bergkegeln, die Felsromantik der Lahnlandschaft, die großen ernsten Bergformen der Eifel, die steilabstürzenden Waldtäler an den Zuflüssen der Mosel.



BILLWÄRDER

Was ich an unvergeßlichen äußern und innern Erlebnissen von der Reise mit nach Haus gebracht habe, umfaßt noch nicht den ganzen Gewinn.

Vor Jahren landete ich nach einer Reise durch eine Reihe französischer Provinzialstädte mit ihren riesigen Kathedralen und winzigen alten Bürgerhäusern und seltenen Neubauten, den stillen Straßen, kleinen Bahnhöfen und leeren Eisenbahnwagen in Trier als der ersten deutschen Stadt. Das war wirklich eine andere Welt, die Welt des rührigen deutschen Bürgertums, in der mir alles neu und bedeutend vorkam, selbst die neuen Geschäftshäuser in deutscher Renaissance, die Straßen breiter und belebter, die Läden größer, die Häuser, alte und neue, von mächtigeren Verhältnissen und individuellerem Charakter. Ich hatte mich, wenn ich mit Franzosen, die Frankreich kannten,

durch deutsche Provinzstädte gekommen war, immer gewundert, wie sie den uns selbstverständlich vorkommenden Erscheinungen robusten Lebens gegenüber in Erstaunen gerieten. Nach diesem Eindruck von Trier wunderte ich mich nicht mehr darüber.

Der Zufall wollte es, daß ich kurz vor der Fahrt im Kraftwagen in rascher Folge eine größere Anzahl englischer Städte besucht hatte. Das war Leben. Aber welche Eintönigkeit und welche Trostlosigkeit in der Erscheinung der zahllosen Handels- und Fabrikstädten. Selbst dem Fremden, dem die Unterschiede doch sonst nackt in die Augen springen, erschien die eine wie die andere. Und alle furchtbar. Nur die Universitätsstädte Oxford und Cambridge, dann Edinburg und Bath — außer London natürlich — hatten ein eigenes Gepräge.

Im Gegensatz dazu wirkten nun die alten deutschen Städte jede mit ihrem eigenem Gesicht — Lüneburg — Celle — Hannover — Braunschweig — Wolfenbüttel — Hildesheim, alte Welfenstädte, eng benachbart und völlig verschieden. Und wo die Engländer das eine Chester haben, bei uns auf kurzer Strecke fast ein Dutzend Städte, deren jede es in ihrer Art mit Chester aufnehmen kann, ohne daß wir Städte wie Nürnberg, Augsburg, Danzig heranzuziehen brauchen, die in England überhaupt nicht ihresgleichen haben.

Das habe ich nie so stark empfunden wie auf dieser raschen Fahrt.

Und nicht das Alte allein trug ein von allem französischen und englischen grundverschiedenes Gepräge. Auch die Neubauten (immer von den »Vorstädten« abgesehen) verraten jetzt überall in Deutschland bei aller Fragwürdigkeit im einzelnen einen Zug ins Monumentale, der mir in England nicht in ähnlicher Entschiedenheit begegnet ist. Es scheint, als ob tastend und unsicher, aber doch einem hohen Ziel sich zuwälzend, eine neue Kraft monumentalen Willens bei uns an der Arbeit ist.





DIE DOMGLOCKE BENEDICTA IM MICHAELISTURME ZU HAMBURG

Von HERMANN WREDE, Lüneburg

Als am 3. Juli 1906 die Michaeliskirche in Flammen aufging, hat Hamburg seine letzte Glocke von der Hand des weltberühmten Meisters Gerhard van Wou verloren. Die Glocke entstammte dem Jahre 1487. In demselben Jahre hatte Meister Gerhard ein mächtiges Geläute für den Turm der Petrikirche angefertigt, eine G-dur-Tonleiter, aus sieben großen Glocken gebildet. Sie alle sind durch den verheerenden Brand von 1842 zerstört worden.

Die eigenartige Schönheit des Michaelisturmes war bedingt durch seine von acht Säulen getragene Kuppel. Eine neunte Säule stand in der Mitte und war von einer freischwebenden Wendeltreppe anmutig umschlungen. Unter dieser

Kuppel, gut 95 m hoch über dem Straßenpflaster, hing die 5270 ℔ schwere Glocke »Benedicta«. Aus dem im Jahre 1804 abgebrochenen Hamburger Dome an ihren neuen Platz überführt, diente sie der Michaeliskirche als Stundenglocke. Ihr prachtvoller Molldreiklang tönte so feierlich von der großen Höhe herab, wie man es nur von einer Schwesterglocke der Erfurter Gloriosa erwarten konnte. Umgeben war die Benedicta von der Viertel-, der Halb- und der Betglocke, aber keine dieser jüngeren Genossinnen war mit ihr zu vergleichen, sei es in der äußeren Erscheinung, sei es dem Klange nach.

Die von Robert Körner in Hamburg-Hamm im Jahre 1905 verfaßte, sehr dankenswerte Arbeit »Zur Geschichte der Glockengießer in Hamburg« belegt die Benedicta mit dem Namen **Anna Benedicta Sibilla** und gibt ihre Inschrift folgendermaßen wieder:

Anna Benedicta Sibilla nominor,
Benedico tibi!
Salutem benedicenti!
Sim benedicta tibi!
Mille quingentenis
demtis annis tredecenis
satis sollicitus
fecit me Wou de Gherardus.

Mit dieser Lesart brauchen wir uns aber nicht zufrieden zu geben.

Im Sommer des Jahres 1891 war ich an einem herrlichen Nachmittage auf dem Michaelisturme. Die Aussicht von der luftigen Wendeltreppe auf die anderen Türme Hamburgs war beim Scheine der Abendsonne unbeschreiblich schön. Im Vordergrunde schwebte die schöne gotische Glocke mit dem Relief der im Strahlenkranze auf dem Halbmonde stehenden Maria mit dem Jesuskinde. Die Inschrift konnte ich von der Wendeltreppe aus nur zur Hälfte lesen, um so größer wurde meine Begierde zu wissen, was auf der Außenseite stehen möchte. Ich untersuchte den Boden in der großen säulengetragenen Kuppel und siehe, es zeigte sich eine Öffnung, durch die man bis dicht über den Helm der Glocke hinabsteigen konnte. Hier war eine kleine kaum quadratfußgroße zweite Öffnung mit einer kleinen Klappe zugedeckt. Durch diese Öffnung sah man die Platte und die Haube der Benedicta, aber nichts von ihrer Inschrift an der Seite, sondern nur in schwindelnder Tiefe neben der Glocke das Straßenpflaster mit der Pferdebahn. — Aber was läßt sich



WENTORF, WILCKES GASTHOF. GEZEICHNET VON HERRN ED. L. LORENZ-MEYER

nicht alles durch optische Versuche erreichen! Ich verschaffte mir einen leichten Spiegel, befestigte ihn mit Draht in geeigneter Stellung an einem längeren Stiele und bestieg bald darauf mit mehreren Freunden abermals den Michaelisturm. Der Spiegel wurde durch die erwähnte Öffnung von oben neben der Glocke hinuntergelassen und die Inschrift, Buchstabe für Buchstabe, entziffert. Sie lautete in gereimten Hexametern folgendermaßen:

❀ ❀ ❀ ✠ ❀ ❀ ❀ En · benedicta · tibi · nominor · benedictio · sibi ⚜
Sol · benedicēti · sim · benedicta · tibi ⚜
M · quingentenis · demtis · annis · tredecenis ⚜
Satis · sollicitus · fecit · me · wou · de · gherhardus ⚜

Die Worte beziehen sich auf Maria, deren Bild auf beiden Seiten der Glocke angebracht war, genau wie auf den großen Marienglocken des Meisters Gerhard in Lüneburg und Stendal. Der Sinn der Inschrift ist wahrscheinlich folgender:

»Siehe, ich heiße Benedicta, die dir geweihte, eine Weihe an sich. Dir, der segnenden, sei ich gesegnet als Quinte. Im Jahre 1500 weniger 13 bereitete mich mit gebührendem Fleiße Wou de Gerhard.«

Sol bedeutet in den Inschriften dieses Meisters nicht den Ton G, sondern die Quinte im Gesamtgeläute einer Kirche, während la die Sexte bedeutet. Diesen Ton hat die Hamburger Domglocke Excelsa (von 1,425 m Duchmesser), welche 1804 nach Altengamme in Vierlanden verkauft worden ist. Deren Inschrift lautet:

❀ ✠ ❀ Celsius · xcelsa · dicor · super · oīa · celsa ⚜
A · residente · poli · donatur · la · michi · soli ⚜
gherardus · de · wou · me · fecit ❀
Anno · domini · M · CCCC · lxxxvii ❀

(Höher erhaben als hoch heiß ich und hoch über alles Wird das La mir allein vom Beherrscher des Himmels verliehen. Gerhardus van Wou machte mich im Jahre des Herren 1487).

Wirklich klingt die Excelsa mit dem Tone d einen ganzen Ton höher als ehemals die Benedicta, welche den Ton c hatte, mithin muß der Grundton des »Ut« des ehemaligen Domgeläutes das tiefe F gewesen sein (wie die

große Hamburger Katharinenglocke es erklingen läßt). Ob diese Glocke noch bis zum Abbruche des Domes existiert hat, ist schwer festzustellen.

Nicht alle Gießer des Mittelalters verstanden die Kunst, die Glocken für einen bestimmten Ton zu gießen. Gerhard van Wou hat in Hamburg, Erfurt und Utrecht diese Kunst dadurch bewiesen, daß er vor dem Gusse einer Glocke ihre Tonverhältnisse in der Inschrift erläuterte.

In Utrecht hat seine Salvatorglocke mit dem Tone Ges

»clangore ſoni diapaſon« den Grundton.

Die Marienglocke mit der Inschrift

»Inſidias calcans aſtusqꝫ dolosqꝫ ſuperbi
Demonis et rabidas acherontis contero flammas«

hat den Ton As,

der Martin »cum ditono modo« den Ton B als Terz,
der Michael »per diateſſeram« den Ton H als Quarte,
der Johannes »cum diapente« den Ton Des als Quinte,
die Magdalena »diapente« den Ton Es als Sexte.

Man kann genannten Orts bis auf den heutigen Tag die Reinheit der Abstimmung wahrnehmen. Die sechs Riesenglocken aus dem Jahre 1505 bilden noch in der Gegenwart eine so majestätische Tonleiter, wie es in der ganzen Welt keine zweite gibt.

Aber auch harmonische Geläute lieferte derselbe Meister, das lehrt die Inschrift einer im Jahre 1717 durch Feuer zerstörten Erfurter Domglocke:

Arte Campenſis canimus Gerhardi
tres deo trino en ego ſol
glorioſa ut Mi ſed oſanna plenum
ſit diapente
Anno dom MCCCCXCVII

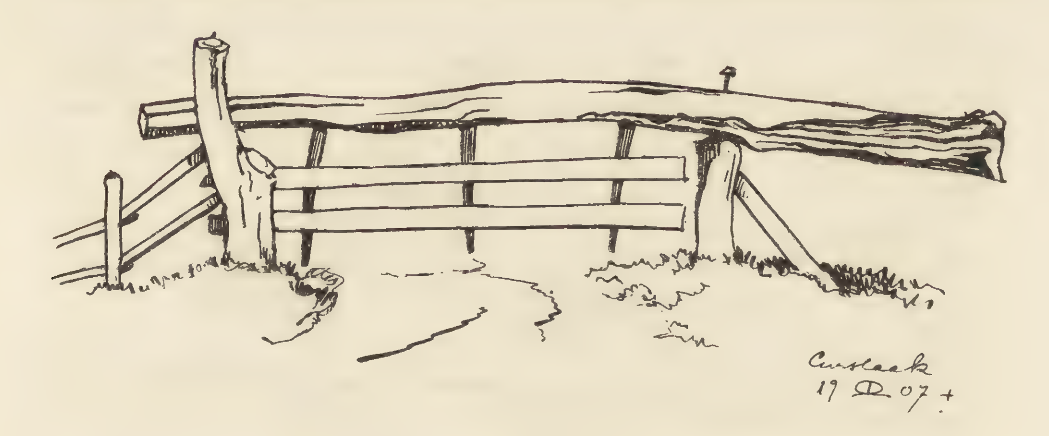
(Durch die Kunst des Gerhard von Kampen lobsingen wir drei dem dreieinigen Gotte, Ich als Quinte, Gloriosa als Grundton, aber Osanna als Terz, so ist die Quinte (der Dreiklang) voll i. J. 1497).

Man sieht, der Meister muß, wenn er seine zahlreichen Inschriften auch nicht alle selber verfaßt hat, doch daran mitgearbeitet haben, denn er brachte, wie wir gesehen haben, oft seine musikalischen Absichten darin zum Ausdrucke,

wobei er möglichst durch Gelehrsamkeit zu prunken suchte. Er muß mindestens literarisch gebildet gewesen sein, denn er allein bot in schwungvollen Originalinschriften ebensoviel Neues wie alle anderen Glockengießer seiner Zeit zusammen. Zweitens überflügelte er sie in der künstlerischen Ausschmückung der Glocken und drittens in musikalischer Hinsicht, so daß selbst alle modernen Glockengießer ehrfurchtsvoll zu seinen Werken hinaufblicken. Diese drei Vorzüge vereinigte ähnlich wie seine drei immer noch vielbenutzten Glocken in Lüneburg auch die untergegangene Benedicta in Hamburg, die von vielen Menschen gehört, aber von wenigen gesehen wurde und auch im letzten Jahrhundert verdient hätte, statt zum weltlichen Gebrauche zu den vornehmsten kirchlichen Zwecken zu dienen.



WENTORF



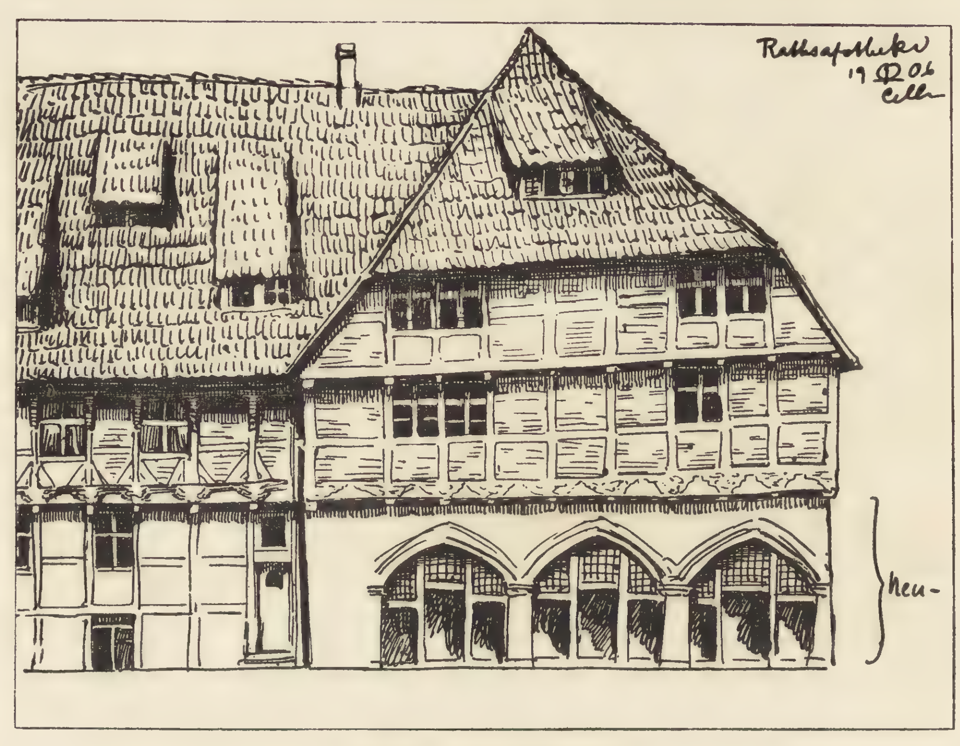
CELLE

Es schwebt ein merkwürdiger Unstern über den alten norddeutschen Residenzen der einst so mächtigen Herzöge von Braunschweig-Lüneburg: Braunschweig, Celle, Lauenburg. Die Städte blieben klein trotz des großen Landes, und die Fürsten starben aus oder zogen fort, und die Schlösser zerfielen. — Das Schloß in Braunschweig ist erst in allerneuester Zeit wiedererstanden; Lauenburgs Bau hat sich nur in einem kleinen Flügel erhalten; das Celler Schloß steht noch, aber es macht nicht mehr den Eindruck eines Fürstensitzes.

Vor allem fehlt ihm das Bodenwüchsige; es hat, nach der Kapelle zu schließen, sicherlich ein alter Backsteinbau dort gestanden, an dem Jahrhunderte gebaut haben. Aber dem prunkliebenden vorletzten Herzoge, der auch auf dem Altarbilde als Stifter auf dem Flügel links kniete, war das alte Gebäude wohl nicht prunkhaft genug, und er ließ es im Geschmack seiner Zeit umbauen.

Gewiß ist jener Herzog recht stolz auf seine Tat gewesen, denn auf dem Altarbilde hat er hinter sich auch diesen Schloßbau verewigen lassen. Schöner ist der Bau auch in der Zwischenzeit nicht geworden, aber die ansehnlichen Bäume, die umher aufgewachsen sind, haben seinen Anblick mit Milde zu einem erträglichen Landschaftsbilde umschaffen helfen.

Die Schloßanlage hat aber in bemerkenswerter Weise den Bauplan der Stadt beeinflußt: offen schließt sie sich ans Schloß an, drei Straßen laufen von ihm aus und werden unten von einem Netze Querstraßen geschlossen, die noch heutigen Tages den alten Mauerzügen entsprechen. Die mittlere und breiteste der Längsstraßen trägt noch jetzt den Namen »Stechbahn« und zeigt damit an, welch ritterlichen Zwecken sie früher gedient hat.



CELLE, RATSAPOTHEKE

Die bürgerliche Architektur ist von einem Baumeister bestimmt worden, der um 1650 die Häuser aufführte. Im großen ganzen zeigt sie deutlich die Art der niedersächsischen Bauten jener Zeit, und da die Stadt, vielleicht nach dem großen Brande, fast ganz in wenigen Jahrzehnten aufgebaut worden sein muß, so erscheint sie aus so einheitlichem Gusse, der sonst selten erhalten. Leider nur hat auch hier die unselige graue Farbe sich über die meisten Häuser ergossen, ohne damit aber Steinhäuser zu schaffen, und hat nur die Farbenfreudigkeit früherer Jahrhunderte roh und rücksichtslos zerstört. Was die Wirkung sein könnte, zeigen einige einzelne Bauten, die noch in ursprünglicher Weise sich erhalten haben, und lassen es um so schwerer empfinden, daß die Mehrzahl der Häuser verunstaltet ist. Aber trotzdem bilden die kleinen Erker, die Anordnung der Fenster und der Dachausbauten oder der nach der Straße gekehrten Giebel ein malerisches Bild, das auch der graue Überguß nicht zerstören konnte.

Von ganz besonders feiner Holzschnitzarbeit der Balken sind die Pastorenhäuser bei der Stadtkirche; aber die Arbeit ist zu fein, um für unser Zeitalter



WIENSHAUSEN BEI CELLE

Vorbilder geben zu können. In einfacherer Weise sind die Hauptquerbalken der anderen Bürgerhäuser geschnitzt, es wiederholen sich die hier abgebildeten vier Muster, die noch um 1670 eine starke Anlehnung an die Gotik verraten: wie tief muß doch dieser mittelalterliche Stil den Deutschen im Blut gesteckt haben!

Gleich außerhalb der alten Stadt tritt der auch uns wohlbekannte Typus des Hauses aus dem Ende des 18. Jahrhunderts auf: es ist auch aus Fachwerk gebaut, die Tür in der Mitte führt auf einen luftigen Dielenraum, der auch mehr oder minder als Zimmer behandelt worden ist, und auf den die an den Seiten liegenden eigentlichen Stuben münden. Das Dach steht überall mit der schrägen Wand nach der Straße zu. Wie müssen diese Bürgerhäuser in ihrer Jugendzeit gewirkt haben, wenn sie noch heute mit ihren blanken Fensterscheiben und den Blumen dahinter solch traulichen Eindruck machen. Man mag sagen, was man will: für unser Landhaus kann man aus diesen Bauwerken viel lernen: die Ruhe und das Behagen. Beides ist aus den modernen Landhäusern nach »klassischen« Mustern, die auch in Celle gleich neben den feinen alten

Bauten sich breitmachen, fast ganz verschwunden, denn die meisten darunter werden der griechischen oder gotischen oder Renaissance-Außenseite wegen (die ja um keinen Preis gestört werden darf) von außen nach innen gebaut, anstatt umgekehrt.

Die Umgegend von Celle war verschrieen: eine schreckliche, öde Haidegegend. Ist dem aber wirklich so? Man gehe und überzeuge sich selbst von

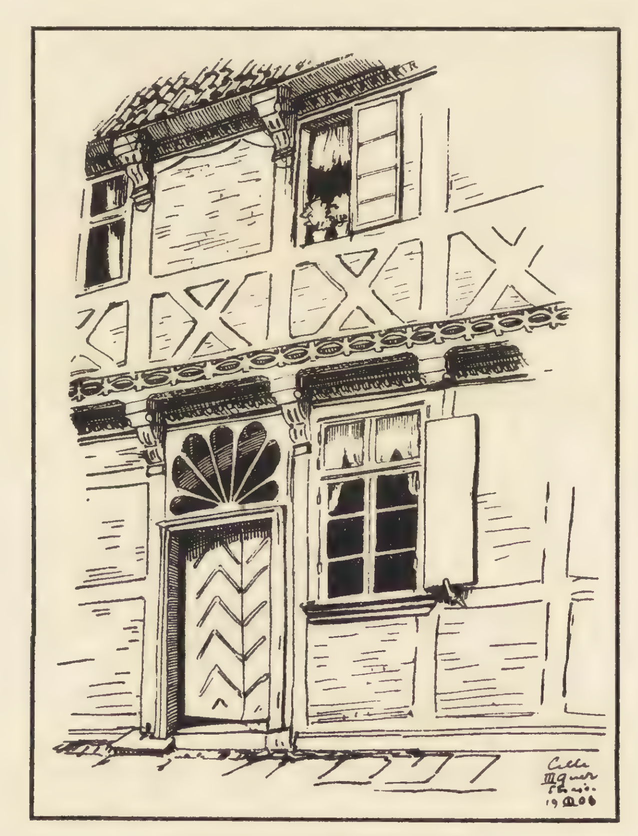


BILLWÄRDER AUSSCHLAG

dem reichen Wechsel der Landschaft, der tiefen, sattgrünen Wiesen an den Bächen und am Fluß, den ragenden Eichen um die stattlichen Bauernhöfe — leider sind die tieffarbigen Strohdächer meist verschwunden und durch Ziegel ersetzt worden —, den dichten Forsten und gutbestellten Feldern. Nur ganz schüchtern wagt noch ein Fleckchen Haide dazwischen aufzuschauen, zur

Erinnerung an vergangene Zeiten und als Gegensatz zur jetzigen Gestaltung der Gegend.

Hier hat sich denn auch der rote Backstein und das weiße Ständerwerk fast überall erhalten, sehr zum Glück des farbigen Zusammenschlusses des ganzen Bildes. Hier wird auch noch die Sitte befolgt, die Häuser, an der Wetterseite wenigstens, mit Ziegeln zu verkleiden. Diese Art wirkt nicht nur farbig sehr



CELLE, III. QUERSTRASSE

lebhaft gegen die Umgebung, sondern würde auch manch interessante Form gestatten, wenn, wie es in England mit freilich kleineren Ziegeln schon lange Gebrauch ist, die Größe und Gestalt der Ziegel für die Wandbekleidung besonders erfunden würde.

In solcher Landschaft liegt auch das spätgotische Kloster Wierhausen,

jetzt ein Fräuleinstift, mit malerischen Wirtschaftsgebäuden, still und beschaulich, fern von Bahn und Lärm der Großstadt — nur der Wind bläst manchmal ein Konzert um die getreppten Giebel und durch die rauschenden Blätter der Bäume, übertönt den sonntäglichen Orgelklang und Gemeindegesang im einfachen Kirchlein und das Brausen des Mühlbachs.

ED. L. LORENZ-MEYER.



CELLE, TÜRMCHEN DER STADTKIRCHE



[1]) Ansprache von Prof. Lichtwark im Kreise der Familie Speckter bei Gelegenheit der Speckterausstellung 1907.



ALTENHAGEN BEI CELLE, HIRTENHAUS

Jede Gegenwart dünkt sich, soweit und solange sie naiv ist, reifer und besser als jede Vergangenheit. Erst wenn die Geschichtsforschung einsetzt, pflegt dieses Bewußtsein ins Wanken zu kommen und vielleicht erdrückt zu werden unter dem Einfluß der Vergleiche ungesichteter Erzeugnisse des Tages mit den Leistungen irgend einer Vergangenheit, von der nur die Taten des Genies noch zu uns herüberstrahlen, während das Gleichgültige, auch wenn es breiten Raum einnahm, im Dunkel bleibt.

So kann Geschichte unsere Kraft lähmen, weil sie unser Selbstvertrauen schwächt. Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn wir diese Wirkung einer verkehrten Anwendung kunstgeschichtlicher Erkenntnis zuschreiben. Bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts fühlte jedes Zeitalter etwas vom Recht der Erstgeburt in sich. Das neunzehnte war im tiefsten Herzen mißtrauisch gegen sich selber.

Hamburgische Kunstgeschichte wollen wir nicht treiben, um uns mißtrauisch gegen uns selbst und unsere Zukunft zu machen, sondern um die in Erscheinung getretenen und die noch ungebrauchten Kräfte in uns kennen zu lernen.



WENTORF

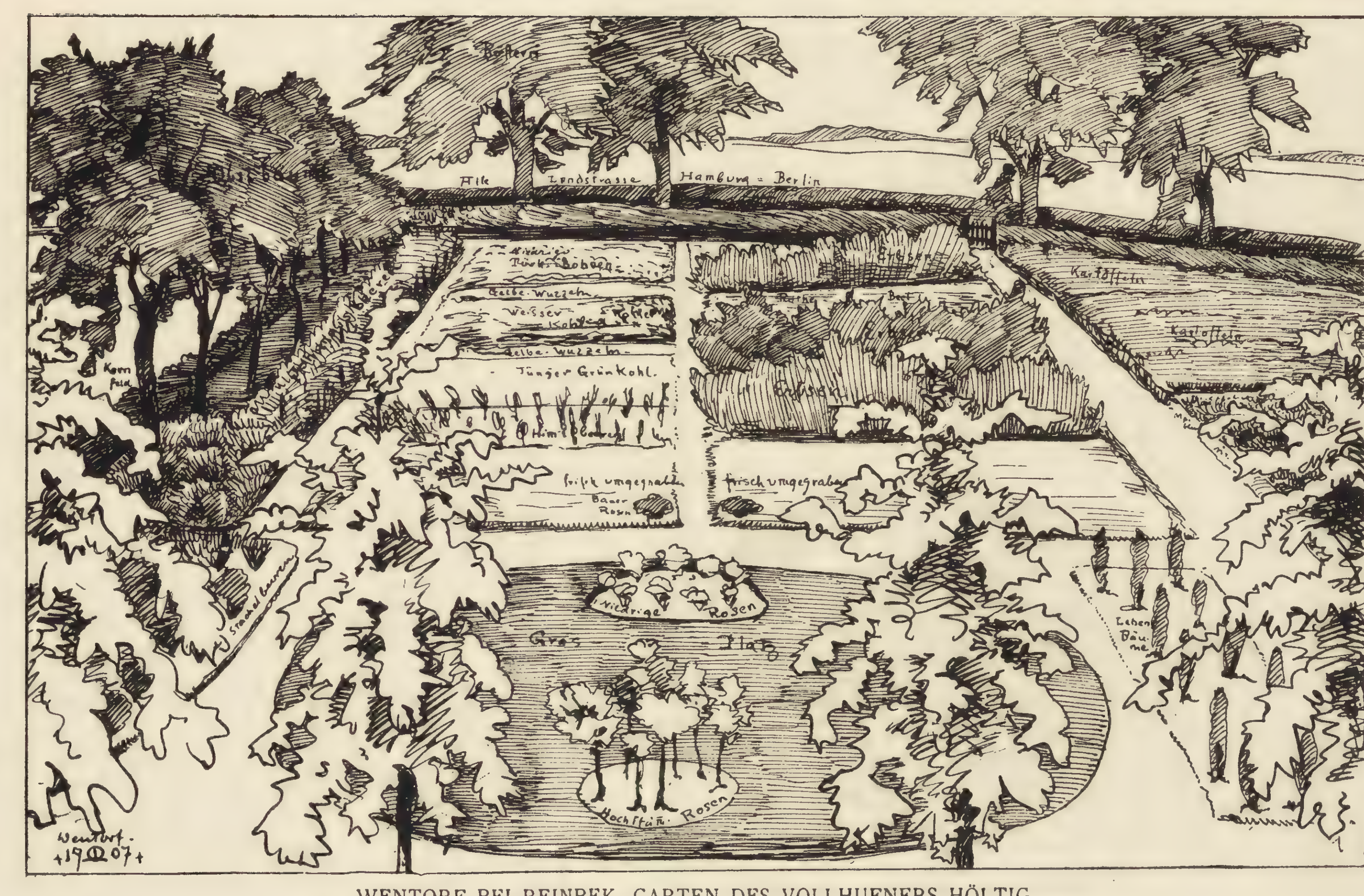
Wir sind hier zusammengekommen, um im engeren Kreise die Erinnerung an Otto Speckter zu feiern, der vor hundert Jahren in Hamburg geboren wurde. Wir könnten es durch die Schilderung seines eigenen Lebenswerkes tun. Aber es wäre gewiß weniger in seinem Sinne, als wenn wir uns bei diesem Anlaß fragten, was die Familie Speckter für Hamburg bedeutet hat und darum noch bedeutet.

Sie hat in drei kräftigen Generationen unter uns gewirkt, ein seltenes Vorkommnis in der Geschichte bürgerlicher Familien. Der erste Speckter in Hamburg war Johannes Michael, der als junger Mensch aus dem Hannöverschen nach Hamburg gekommen war, um bei Sonnin und Büsch zu studieren, nachher aber in der günstigen Zeit von 1790 ab mit einigen Jugendfreunden ein kaufmännisches Geschäft betrieb. Seinen Lebenskreis umschreiben die Namen Philipp Otto Runge, Perthes, Claudius, Herterich, Tischbein, Rumohr. Die Nennung dieser Freundesnamen genügt, um das Niveau seiner geistigen Interessen zu kennzeichnen.

Seine Lebensleistung für Hamburg besteht nicht allein darin, daß er hoch-

begabte Söhne und Töchter erzogen, den Söhnen freie Bahn gelassen, in den Töchtern seinen Schwiegersöhnen Wurmb und Schleiden, die für das geistige Leben Hamburgs von sehr großer Bedeutung werden sollten, Lebensgefährtinnen gegeben hat, die in ihrer geistigen Bildung und als Leiterinnen des Hauses ebenbürtig an der Seite ihrer Männer standen. Seine eigene Lebensarbeit wirkt auch heute unter uns weiter. Schon früh hatte er zu sammeln angefangen, Kupferstiche, Radierungen, Handzeichnungen. Diese Sammlung ging später in den Besitz seines Freundes, des gelehrten Kunsthändlers Harzen, über, und dieser hat sie zur Grundlage der Sammlungen gemacht, die er unserer Vaterstadt gestiftet hat. So ruht mithin unser Kupferstichkabinett in letzter Linie auf der Leidenschaft für die Werke der alten Meister und der Freude an ihrem Besitz im Herzen Michael Speckters. Damit ist jedoch sein persönliches Verdienst noch nicht erschöpft. Im Jahre 1818 gründete er mit seinem Freunde Herterich zusammen die erste lithographische Anstalt in Hamburg. Mit Bewunderung und Staunen blicken wir heute auf das erste Jahrzehnt dieser Anstalt zurück. Man sollte denken, ein Mann wie Speckter, der in der Beschäftigung mit alter Kunst aufgewachsen ist, würde die neue Technik in ihm bekannte und vertraute Bahnen geleitet haben. Nichts von alledem. Was aus seiner Anstalt hervorgegangen ist, hat mit keiner Radierung, mit keinem Kupferstich zu tun. Die Bildnisse, die Landschaften und Straßenbilder, die Titelblätter und Geschäftskarten erinnern nicht von fern an die Dinge, die ihm als Sammler vertraut waren. Aber ebensowenig an Vorbilder aus andern deutschen Städten oder aus dem Auslande. Er hat die Künstler unumschränkt walten lassen. Diese Zurückhaltung muß ihm sehr hoch angerechnet werden. Das Beste, was damals in seiner Anstalt entstand, waren die lithographierten Bildnisse von Gröger. Otto Speckter hat es zuerst ausgesprochen, daß unter den Lithographien selbst in den führenden Kunststädten nichts Besseres vorkommt. Das Urteil unserer Zeit hat es bestätigt. Sie werden jetzt im deutschen Kunsthandel mit dem Hundertfachen von dem bewertet, was man noch vor zehn oder fünfzehn Jahren in Hamburg dafür anzulegen brauchte. Michael Speckters Lebensleistung für Hamburg steht an dauernden Folgen der seiner Söhne nicht nach.

Dem ältesten, Erwin, war nur ein kurzes Leben beschieden, und von diesem Leben wurde ihm die fruchtbarste Zeit verkümmert durch Krankheit und durch eine Art der Ausbildung, die die edelsten Kunstkräfte in ihm nicht



WENTORF BEI REINBEK, GARTEN DES VOLLHUFNERS HÖLTIG
Anstatt der sonst üblichen 6 Linden sind vor dem Hause nur deren 4 angepflanzt worden



CELLE, ZÖLINER STRASSE

zur Entwicklung kommen ließ. Wohin seine Neigungen gingen, verraten die Bildnisse seiner Eltern, die er mit sechzehn Jahren gemalt, und das vielleicht ein Jahr später anzusetzende reizvolle frühe Skizzenbuch, das die Kunsthalle besitzt und als Ergänzung der Erinnerungsausstellung bei Commeter im Vorsaal des Kupferstichkabinetts jetzt ausgestellt hat. Er zeigt sich hier wie in seinen Bildnissen als ein Mensch der neuen Jugend in Deutschland, in deren Seele Goethe alle schlafenden Kräfte geweckt hatte.

Otto Speckter hatte sich den heißesten Lebenswunsch, die künstlerische Ausbildung auf der Akademie, versagt, um sie seinem Bruder zu ermöglichen. Es ist müßig, zu fragen, was bei seiner sehr starken Begabung aus ihm hätte werden können. Als Leiter der lithographischen Anstalt, die sein Vater begründet hatte, hat er als Künstler mehr aus sich gemacht, als er selber und seine Umgebung geschätzt haben. Unter den mehr als tausend Bildnissen, die er im Laufe zweier Jahrzehnte auf Stein gezeichnet hat, stehen die meisten über dem Durchschnitt der Leistungen seiner Zeit, und die seiner nächsten Freunde werden in ihrer schlichten, ungesuchten Haltung und der liebenswürdigen Charakteristik zunehmend die Aufmerksamkeit der Sammler auf sich ziehen. Aber seine Neigungen drängten ihn auf einen andern Weg, den der Schilderung des Tierlebens und der Buchillustration. Die großen Erfolge seines Lebens lagen auf diesem Gebiet. In Heys Fabeln hat er der deutschen Kinderstube ein Lieblingsbuch geschenkt, auch sein Gestiefelter Kater gehört heute noch zu den besten deutschen Kinderbüchern, und seine bescheidenen Illustrationen zu Klaus Groth, die eine Zeitlang weniger beachtet wurden, sind der heutigen Generation wieder lieb geworden. Der Verleger des Quickborn hatte sich an einen der angesehensten deutschen Künstler mit der Bitte gewandt, das Werk

mit neuen Illustrationen zu versehen. Nachdem dieser, dem diese Aufgabe sehr willkommen gewesen war, die Specktersche Ausgabe wieder zur Hand genommen hatte, schrieb er dem Verleger, er möchte das Buch mit den alten Bildern wieder auflegen. So gut und kongenial würde heute niemand den Quickborn illustrieren wie Otto Speckter.



CELLE, ZÖLINER STRASSE

Wir danken diesem bescheidenen Manne und hochbegabten Künstler, daß im zweiten Viertel des Jahrhunderts eine lithographische Anstalt von durchaus künstlerischem Charakter in Hamburg bestanden hat.

In der Kulturgeschichte unserer Vaterstadt wird dieser Leistung stets mit hoher Anerkennung gedacht werden. Und wenn spätere Geschlechter sich eine Vorstellung von der äußern Haltung und der geistigen Physiognomie der leitenden Männer und Frauen des Hamburg vor 1848 machen wollen, sind sie auf Otto Speckters treue Berichterstattung angewiesen.

Es wären noch viele einzelne Verdienste um das Kunstleben Hamburgs aufzuführen, aber sie würden den Hauptzügen das Relief nehmen.

Mit gesteigerter künstlerischer Kraft trat in der dritten Generation Hans Speckter das Erbe der Familie an. Es ist ein Unglück für Hamburg und Deutschland, daß Krankheit und Tod die Entwicklung dieser seltenen Begabung abgebrochen haben. Was wir an Zeichnungen und Bildern von ihm besitzen, gehört zu dem Allerbesten, was in Hamburg entstanden ist.

Aber seine Bedeutung für die Vaterstadt hätte vielleicht noch auf einem andern Gebiete gelegen.



Wenn er von Vaterseite das Künstlertum geerbt hatte, so war ihm von der Mutter ein anderer Sinn übermittelt worden, der historische.

Frau Otto Speckter, geb. Bergeest, spielt in der hamburgischen Kunstgeschichte eine ganz besondere Rolle. Sie war ihrem Manne weit mehr gewesen als die Hausfrau und Gefährtin in seinen künstlerischen und literarischen Interessen. Von der ersten Zeit ihrer Ehe an hatte sie alles gesammelt und aufbewahrt, was sich auf die Geschichte der Speckter bezog. Künstler pflegen aus dem Bewußtsein ihrer Schaffensfähigkeit heraus gegen eigene und fremde Werke in ihrem Besitz ziemlich gleichgültig zu sein. Wir wissen ja, in welchem Zustande Skizzen und Handzeichnungen aus der Werkstatt des Künstlers auf die Nachwelt zu kommen pflegen. Im Hause Otto Speckters hatte sich die Frau der Überlieferung angenommen. Ihr haben wir zu danken, daß von Erwin Speckter so viele Handzeichnungen auf unsere Zeit gekommen sind. Sie sammelte, pflegte und hielt zusammen. Ihr lebhaftes Interesse und ihr gutes Gedächtnis machte sie zu einem Gefäß aller hamburgischen Überlieferung. Mit Dankbarkeit blicke ich auf die Stunden zurück, in denen ich ihr zuhören durfte, wenn sie mir die Zeichnungen und Kunstblätter ihrer Sammlung erklärte. Sie besaß, seit ihr Sohn gestorben war, von der künstlerischen Überlieferung mehr als irgend ein anderer Mensch in Hamburg, selbst die Künstler der älteren

Generation nicht ausgenommen. Und im Gegensatz zu den wortkargen alten Herren, die meistens nur auf direkte Fragen ein Ja oder ein Nein hatten, konnte sie erzählen. Daß ich einen Hauch der Stimmung und Gesinnung der Generation, in der sie gelebt hatte, fühlen durfte, danke ich ihr.

Es ist mir bei diesen Unterhaltungen auch aufgegangen, welchen Einfluß die Neigung und das Wissen dieser Mutter auf einen Sohn wie Hans Speckter ausgeübt haben muß. Ihr dankte er die tiefe Liebe zu Hamburg und allem, was aus Hamburg hervorgegangen war. Auf ihre Natur führe ich die großen Pläne Hans Speckters zurück, an deren Ausführung Krankheit und Tod ihn hinderten. Was seine Mutter für die Familie Speckter und deren Freundeskreis gewesen war, wollte er für seine Vaterstadt werden. Sein Traum war die Errichtung eines großen Museums für hamburgische Geschichte, in dem auch die hamburgische Kunst zu ihrem Rechte kommen sollte. Einzelne Ansätze waren schon vorhanden im Altertümermuseum, im Archiv und vor allem im Museum für Kunst und Gewerbe. Er hat die Entwicklung dieser Sammlungen und die Gründung der Sammlung hamburgischer Meister in der Kunsthalle nicht mehr erlebt. Oft habe ich bei der Erwerbung von Meistern, die ihm bekannt waren, und von Werken aus Zeitaltern, die jenseit der Erfahrung seiner Zeit lagen, gewünscht, daß ich seine Freude und Teilnahme hätte mitgenießen können. Persönlich hatte ich ihn nur einmal in meiner Jugend getroffen, aber durch seine Kunst und die Erzählungen seiner Mutter und seiner Freunde war er mir ein guter Bekannter geworden.

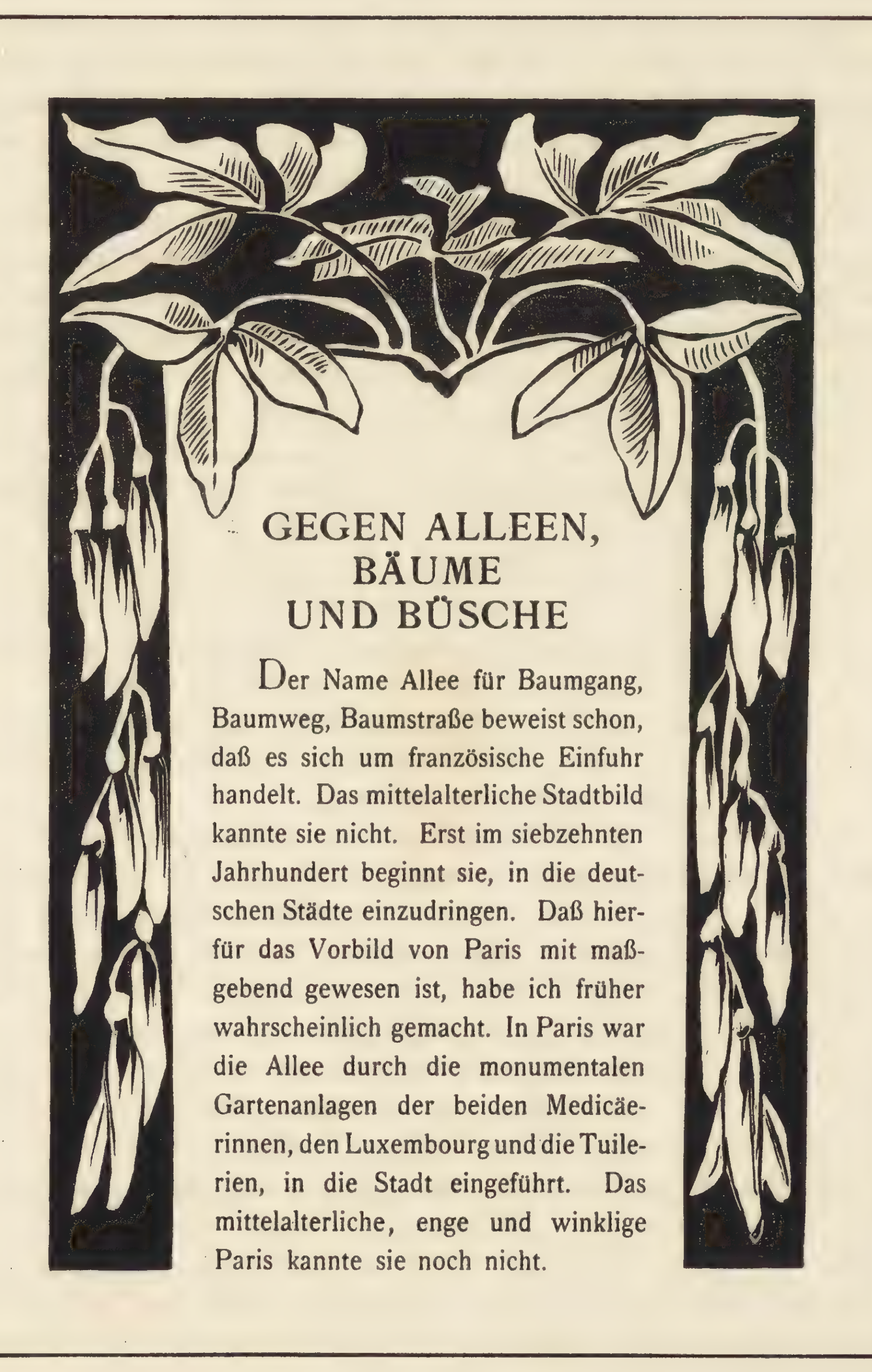
Mit Hans Speckter ist ein großer Schatz von Einsicht und Kenntnis hamburgischer Überlieferung versunken. Manches davon hat er in dem Fragment einer Selbstbiographie, in seiner Denkschrift über das Museum und in einzelnen Zeitungsartikeln niedergelegt. Den Plan, diese Aufsätze zu sammeln und in der Liebhaberbibliothek herauszugeben, habe ich bisher noch nicht ausführen können.

Die vielen und mannigfaltigen Kulturleistungen der Familie Speckter sind uns nur erst in den großen Umrissen bekannt. Noch wissen wir sehr wenig über den alten Michael Speckter. Er hat sich schriftlich in Briefen und Aufsätzen geäußert: wer kennt ihren Inhalt? Wer kann sagen, ob nicht vor allem über Runge, dieses großartigste Problem unserer Kunstgeschichte, die wichtigsten Aufschlüsse noch darin verborgen sind? Es ist Michael Speckter, der uns Runges Wert über den Inhalt der kommenden Kunst, die Formel

»Licht und Farbe und bewegendes Leben« überliefert hat, das mag uns eine Mahnung sein, weiter zu schürfen. Von den drei Künstlern der Familie kennen wir jetzt wohl die meisten Arbeiten, und von Erwin und Hans besitzen wir wertvolle Aufzeichnungen. Aber noch ist die Arbeit einer kritischen Übersicht des angesammelten Stoffes nicht geleistet.

Wenn es gelingt, eine lebendige örtliche Überlieferung künstlerischer Gesinnung und Opferwilligkeit zu schaffen, so wird bei dieser Arbeit das Vorbild der Speckter jedem die kritische Frage nach dem Wieviel und Wiegut der eignen Leistung nahe legen. Michael hat seine Sammlung, Otto seine künstlerische Ausbildung der lithographischen Anstalt zum Opfer gebracht. Wenn nicht alles trügt, hätte Hans Speckter seine künstlerische Entwicklung hingegeben, um das Museum für hamburgische Geschichte zu schaffen.





GEGEN ALLEEN, BÄUME UND BÜSCHE

Der Name Allee für Baumgang, Baumweg, Baumstraße beweist schon, daß es sich um französische Einfuhr handelt. Das mittelalterliche Stadtbild kannte sie nicht. Erst im siebzehnten Jahrhundert beginnt sie, in die deutschen Städte einzudringen. Daß hierfür das Vorbild von Paris mit maßgebend gewesen ist, habe ich früher wahrscheinlich gemacht. In Paris war die Allee durch die monumentalen Gartenanlagen der beiden Medicäerinnen, den Luxembourg und die Tuilerien, in die Stadt eingeführt. Das mittelalterliche, enge und winklige Paris kannte sie noch nicht.

Zuerst trat sie sehr zurückhaltend bei uns auf. Im Städtebild Hamburg-Altona gab es lange Zeit wohl nur zwei wirkliche Alleen, die Palmaille in Altona und die Große Allee in St. Georg. Die Palmaille war ein Spielplatz unter Bäumen für eins der vielen alten Ballspiele (palla a maglia, Schlagball). Ob die Große Allee einem ähnlichen Zwecke gedient, weiß ich nicht, doch ist es wohl möglich. Im achtzehnten Jahrhundert war sie der Schauplatz für die Fahrten der vornehmen Wagen. Einzelne Bäume standen an vielen Orten in der Stadt, die ältere Generation erinnert sich noch ihrer Wirkung auf den Kajen — die jüngere kennt sie nur aus Rodecks Bild vom Binnenhafen in der Kunsthalle. Aber eine Allee war das nicht, auch die schöne Baumreihe am Holländischen Brook im Grunde nicht.

Erst im neunzehnten Jahrhundert tritt die Allee gestaltend in das Städtebild.

Einmal durch natürliches Wachstum. Von den alten Toren aus führten Baumstraßen weit ins Land. Sie blieben bestehen, als die Stadt ins Land überquoll. Die Gegend vor dem Dammtor hat durch die alten Baumstraßen des Grindel, des Rothenbaum und des Mittelweg ihren Charakter erhalten.

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erst begann die Allee zu dem eisernen Bestand der Stadterweiterungspläne zu gehören.

Sie wird heute für jede neue Straße auf dem Landgebiet einfach vorausgesetzt, und es hat noch nichts genutzt, daß Camillo Sitte den Stadterweiterungskommissionen den Star zu stechen versucht hat.

In der Theorie und für die sentimentale Betrachtung der Welt sind die Alleen eine sehr schöne und lobenswerte Einrichtung, in der Wirklichkeit oft ein Unfug. Ein Freund, der früher meine Abneigung gegen Alleen nicht teilte, schrieb mir kürzlich: Ich bin bekehrt. Vor meinen Fenstern wächst nach Süden eine himmelhohe Baumwand auf, obwohl die Straße schmal und der Garten nicht breit ist. Im Erdgeschoß kann ich den Himmel nur vom geöffneten Fenster aus zu sehen bekommen, und auch das vielleicht nicht lange mehr. In meinem Garten gedeihen nur noch Blumen, die mit dem Licht des Vorfrühlings fürlieb nehmen, das die Erde erreicht, ehe die Bäume belaubt sind. Im Dunkel der Straße trocknen die Pfützen niemals auf, und die Luft wechselt nicht, weil der Wind nicht ankommen kann. Mache ich die Fenster auf, rieche ich Moder. Am liebsten würde ich auf die großen Bäume ganz verzichten, dann wäre meine Wohnung hell und sonnig, die jetzt nur im Winter vom Sonnenschein besucht wird — wer würde bei uns die Sonne

aussperren, wenn er Wünsche erfüllt bekäme? Ich könnte alle Blumen züchten, für die ich Platz habe, hätte das ganze Jahr frische Luft und eine trockne Straße. Aber die Bäume stehen einmal da. Alle Bitten und Eingaben sind vergebene Mühe, denn den Anwohnern der Südseite, die unter dem Schatten nicht zu leiden haben, weil die Sonne ihnen nicht ausgesperrt werden kann und weil tiefe Vorgärten sie von der Baumwand trennen, ist die Sache gleichgültig.

* * *

Aber das Übel der Allee ist so tief eingewurzelt, daß wir sobald nicht davon loskommen. Bei Stadterweiterungsplänen pflegt man aus der Vorstellung, Alleen wären gut, soviel Baumstraßen wie möglich vorzusehen. Camillo Sitte hat schon darauf aufmerksam gemacht, wieviel Platz verschwendet wird, um überall, auch wo der Verkehr sie nicht braucht, breite Straßen mit Baumreihen anzulegen. Er schlägt vor, den Baum an der Straße zu sparen und dafür zwischen den Häuservierecken vor Wind und Staub geschützt hie und da öffentliche Gärten anzulegen. Er macht darauf aufmerksam, daß es bei Straßen, die von Osten nach Westen laufen, genügt, an der Nordseite Bäume zu pflanzen.



NEUSTADT AN DER OSTSEE,
ALTE SPEICHER



Alle diese Vorschläge beruhen auf der Beobachtung älterer Stadtanlagen.

So haben seit mehr als hundert Jahren die Londoner die besten Erfahrungen gemacht mit der Anlage ihrer Squares. Die Engländer sind eben praktischer als wir. Auf die Allee im Stadtbild legen sie gar keinen Wert. Sonderbar: in London hat man seit beinahe zweihundert Jahren gelernt, mit der Großstadt umzugehen. Warum erkundigen wir uns nicht, wie sie es angefangen haben, London nicht nur bewohnbar, sondern zur gesundesten Großstadt zu machen?

* * *

Was kann geschehen, um dem Übel der Alleen zu steuern?

Zunächst müßte aufgeräumt werden. Alleen in engen Straßen mit kleinen Vorgärten sollten kurzweg niedergelegt werden. Ich liebe selber die Bäume so sehr, daß die Vorstellung mir einen Stich ins Herz gibt. Aber es hilft nicht, wir werden an vielen Orten um den Entschluß nicht herumkommen.

Wo man es nicht will, müßte ganz ruhig wieder zur alten Gewohnheit des Scherens zurückgegriffen werden, wenigstens in den engen Straßen.

Auch das ist den meisten heute noch ein Greuel. Selbst denen, die schon so weit sind, die geschorenen Bäume vor unsern Bauernhäusern sehr schön zu finden.

Wenn fremde Künstler nach Hamburg kommen, gefällt ihnen in unsern gesamten Anlagen am besten die geschorene Allee an

der Alster. Es ist ein Glück für uns, daß wenigstens diese Straße in ihrer alten Schönheit erhalten blieb. An ihrem Anblick kann eine neue künstlerische Gesinnung erwachen.

* * *

Zu den Alleebäumen kommen nun noch überall in den kleinen Vordergärten Büsche und Bäume, die viel zu groß geworden sind. Bäume sind hier geradezu Torheit. Zu dem kleinen Raum der Vorgärten stehen sie außer Verhältnis. Man könnte ebensogut den Elefanten als Stubentier halten wollen. Der kleine Vorgarten muß mit den Mitteln der Hecke, des Blumenbeets und vielleicht noch des Rasens angelegt werden; das kann jedes Kind einsehen. Bäume und Büsche gehören nicht hinein, soweit sie nicht geschoren werden. Mich wundert, daß die Hygieniker nicht schon kräftiger mobil gemacht haben gegen die Alleen und Bäume, die Luft und Licht aussperren.

Die Alleen sind eine mechanische und darum, wo es sich nicht um sehr breite Straßen handelt, verkehrte Übertragung der Kunstmittel des alten regelmäßigen Gartens auf die Stadtanlage. Die Einzelbäume und Büsche eine gedankenlose Übertragung der Prinzipien des freien landschaftlichen Gartens auf das Stadtbild. Von beiden Kunstgattungen haben wir genau das Unangebrachte ausgewählt, um die Stadt der neuen Zeit zu bilden.

Wir stoßen hier wie an so vielen Orten auf einen gründlichen Mangel an Gefühl für das künstlerisch und sachlich Angemessene.

* * *

Alte, gewachsene Stadtteile pflegen einen Unterschied von Fahrstraßen und Fußwegen noch zu kennen. Es gibt noch überall den Typus des Weges zwischen Gärten, wie wir ihn im Klosterstieg in Harvestehude kennen. Hier liegt der Keim zu Straßenanlagen von besonderer Behaglichkeit und hygienischer Angemessenheit.

Die Häuser und Gärten des Klosterstiegs sehen auf einen breiten Fußweg. Ihre Zufahrt liegt an der Rückseite, eine Fahrstraße mit schmalen Bürgersteigen, alles gerade so breit wie nötig für die Hausbewohner und nicht auf einen durchgehenden Verkehr zugeschnitten.

Wie ruhig, wie behaglich könnte ein Stadtteil sich ausbreiten, der nur von den notwendigen Straßenzügen durchquert wäre und sonst nur Fußwege zwischen den Vorgärten und schmale Zufahrtstraßen hinter den Häusern auf-

wiese. Kein Lärm, kein Staub, keine Platzvergeudung, statt dessen aber eine völlige Ausnutzung des Raums für den eigentlichen Wohnzweck.

Ich glaube, wir werden in nicht ferner Zeit gezwungen werden, solche Auskunftsmittel zu wählen allein schon wegen der Staubplage, die die Kraftwagen verursachen. Noch können wir in Deutschland nicht mitsprechen. Aber wer eine Stadt mit reichem Autoverkehr wie Paris vor 1898 gekannt hat, weiß aus Erfahrung, welche Veränderung der Atmosphäre die Kraftwagen mit sich bringen. An den befahrenen Straßen kann man dort heute selbst im dritten Stock die Fenster nicht offen lassen. Wer es vergißt, sie zu schließen, findet, wenn er nach Haus kommt, alle Möbel von einer dicken Schmutzschicht bedeckt. Ebenso merkt man den Unterschied an der Leibwäsche, die man in Paris jetzt fast noch häufiger wechseln muß als in London.

Diese Aussicht allein müßte uns zwingen, neue Stadtteile der Vororte soweit wie tunlich mit staubfreien Fußwegen und schmalen Fahrstraßen hinter den Häusern anzulegen, daß Kraftwagen sie für den Durchgangsverkehr nicht benutzen dürfen.

* * *

Es muß immer wieder versucht werden, dem Städtebewohner vor Augen zu stellen, weshalb er als eine ganz dringliche Angelegenheit anzusehen hat, Alleen in engen Straßen zu beseitigen oder wenigstens zu scheren und bei der Anlage neuer Stadtteile von Baumstraßen abzusehen, soweit die Straßen nicht den Charakter der breiten Landstraße haben, das alte System der Fußwege zwischen Gärten als Zugänge zu den Häusern wieder aufzunehmen, Squares einzufügen und seine kleinen Stadtgärten vernünftig anzulegen.

A. L.



MELHOPS ALTHAMBURGISCHE BAUWEISE

Im letzten Augenblick vor dem Abschluß des Jahrbuchs erscheint Melhops lang erwartetes Werk über die bürgerliche Architektur in Hamburg als eine kostbare Weihnachtsgabe.

Mit rastlosem Fleiß hat der Verfasser alle Quellen aufgesucht, um den ungeheuren Stoff zusammenzutragen. Aus mancher hat bisher noch kein Geschichtschreiber geschöpft. Das gibt dem Buch einen sehr wohltuenden Hauch von Frische.

Es hat sich auf die städtische Architektur beschränken müssen. Die der Vorstädte, Gartensitze, Marsch-, Geest- und Fischerdörfer einzuschließen, hätte den Umfang der Arbeit und des Buches so stark angeschwellt, daß das Zustandekommen gefährdet worden wäre. Hoffentlich findet das Werk einmal — und möglichst bald — nach dieser Richtung hin eine Ergänzung. Am erfreulichsten wäre es, wenn der Verfasser selbst, ermutigt durch den Erfolg dieses Buches, seine Studien fortsetzen möchte. Er ist der nächste dazu. Auch der Verlagsbuchhandlung Boysen & Maasch wäre dieser Erfolg von Herzen zu wünschen, denn sie hat Melhops Werk so liebevoll herausgebracht, daß schon das Durchblättern des mit gegen 300 Abbildungen ausgestatteten Buches ein Vergnügen ist und mit dem Gefühl der Hochachtung für den Mut eines Hamburger Verlags erfüllt, so viel an eine Publikation zu wenden, deren Verbreitung sich doch im wesentlichen auf Hamburg beschränkt.

Den Mitgliedern unserer Gesellschaft wird dieses Buch sehr nahe gehen. Nicht nur, weil es einen langgehegten und oft geäußerten Wunsch erfüllt. Es ist durch viele Fäden mit der Gesellschaft und ihren Mitgliedern verknüpft. Ehe noch an die Gründung der Gesellschaft gedacht wurde, hatten einige ihrer Mitglieder, vor allem Frau Marie Zacharias und Fräulein Ebbe Tesdorpf, das alte Hamburg gezeichnet, das damals von Architekten kaum beachtet und von den Historikern nicht für erheblich genug angesehen war. Aus ihren und des

durch sie angeregten Malers Rieffesell Zeichnungen hat Melhop mit scharfem Blick für das Typische und Wesentliche (stellenweis Seite für Seite) Abbildungen gebracht. Für einzelne Kapitel, wie für die schönen alten Hamburger Dielen, lag überhaupt kaum anderes Abbildungsmaterial vor.

Vieles hat der Verfasser selber noch aufnehmen können, anderes fand er unter den Photographien, die die Baudeputation in den Abbruchvierteln hat aufnehmen lassen, anderes boten die Hamburgensiensammlungen des Staates,



des Vereins für Hamburgische Geschichte und der Privatsammler. Architekten haben sich außer Faulwasser bisher ziemlich selten mit der alten einheimischen Architektur beschäftigt. Hier ist vor allem die Serie Radierungen nach alten Giebeln von J. Oltmanns zu erwähnen.

Es ist unmöglich, das ungeheure Material, das der Text enthält, durch Andeutungen zu umschreiben. Wir werden ein längeres Studium nötig haben, um in uns aufzunehmen und zu verarbeiten, was der Verfasser mit sachkundigem Blick gefunden und zusammengestellt hat. Allein für die ersten Kapitel, die



NEUSTADT AN DER OSTSEE. GEZEICHNET VON MARIE WOERMANN

mittelalterlichen Baumaterialien, die Bauhandwerker und das staatliche Bauwesen in Alt-Hamburg, haben wir alle Ursache, sehr dankbar zu sein. Auf diesem soliden Unterbau erhebt sich der historische Aufbau, der die Bauweise durch alle Stilperioden verfolgt bis etwa 1850. Einige Sondergebiete werden für sich behandelt: der Fachwerkbau, das alte Hamburger Kaufmannshaus und die althamburgischen Straßen und Gänge; Literaturverzeichnis und Register sind nicht vergessen. Von der Zeit ab, wo im Bauwesen einzelne Individuen hervortreten, ist den führenden Baumeistern und ihren Werken in biographischen Exkursen besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In diesen Partien scheint mir besonders viel Neues enthalten zu sein.

So stellt diese Arbeit eine Zusammenfassung dessen dar, was bisher einzelne wußten oder was an zerstreuten Stellen zu finden war, und der eingehenden eigenen Forschungen des Verfassers, zugleich aber ist es ein Ausgangspunkt für weitere Arbeit.

Möge der Verfasser an der Wirkung seines Werkes alle Freude erleben, die er für seine Hingebung verdient: es ist nicht wenig!



NEUE PUBLIKATIONEN DER GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE

Wir haben schon vor mehr als einem Jahrzehnt den Versuch gemacht, Bildnisse in Lithographie und Radierung herauszugeben. Die ersten Schritte blieben ohne Erfolg. Das Publikum war noch zu sehr an die retuschierte Photographie gewöhnt, um an dem herberen Werk der Künstlerhand Gefallen zu finden.

Unterdes hat die starke Anregung, die von der hamburgischen Gesellschaft zur Förderung der Amateurphotographie ausgegangen ist, seit ihrer Ausstellung von 1893 in Hamburg und ganz Deutschland die Bildnisphotographie in eine andere Bahn gelenkt.

Was damals prophezeit wurde, ist eingetroffen. Es gibt jetzt zweierlei Photographien, die alte retuschierte für die Zurückgebliebenen, die neue unretuschierte für die Menschen von Geschmack und Mut, Mut der Persönlichkeit, nicht anders scheinen zu wollen als in Wirklichkeit.

In fast allen deutschen Städten gibt es nun Photographen, die nur noch in der neuen, anfangs so stark verketzerten Art arbeiten. Die Menschen von Geschmack halten zu ihnen und stoßen sich nicht daran, daß die Preise, die für die neuen Aufnahmen gezahlt werden müssen, sehr viel höher sind als die für die früheren retuschierten.

Und nun dürfte auch für die Kunst ein neuer Wendepunkt eintreten. Die Preise für gute Lichtbilder sind so hoch, daß der Künstler nun mit der Lithographie oder selbst der Radierung wieder einsetzen kann.

Die Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde hat jetzt den Augenblick für gekommen erachtet, die alten Versuche wieder aufzunehmen. Kunstfreunde haben für die ersten lithographischen Platten die Mittel gestiftet. Die Gesellschaft vertreibt die Blätter durch die Commetersche Kunsthandlung. Die Preise dieser Bildnisse hervorragender hamburgischer Persönlichkeiten sind durchweg so niedrig, daß die Erwerbung allen Kreisen möglich ist.

Die Gesellschaft hofft und erwartet, daß sie das Unternehmen diesmal nicht wieder aufzugeben braucht. Sie bedarf dazu der Teilnahme nicht nur der Sammler, sondern weiterer Kreise. Aber sie wird mit dem Plane nicht vorankommen, wenn nicht auch die Künstler mit der Absicht, Kunstwerke zu schaffen, zu ihr stehen.

Es wird natürlich anfangs nicht alles gelingen. Den Künstlern sind diese Aufgaben neu. Es werden andere Anforderungen an sie gestellt, als sie in der heutigen Kunst sonst erhoben werden. Aber schon die ersten jetzt vorliegenden Versuche zeigen, daß der gute Wille und das Können da sind.

Im kommenden Frühjahr gedenkt die Gesellschaft eine Ausstellung der ersten Ergebnisse zu veranstalten.

Sie gibt sich der Hoffnung hin, daß diese Ausstellung weitere Kreise auf die künstlerischen Möglichkeiten, die nun vorliegen, aufmerksam machen wird.

Für die Künstler in Hamburg wäre es ein nicht abzuschätzender Gewinn, wenn ihnen das Bildnis in künstlerischer Form den Boden der Existenz und Entwicklung und den Anschluß an die Hamburger Familie bereiten würde. Mit dem Ausstellungswesen allein, so unentbehrlich und wichtig es ist, kann ein Zusammenschluß der Faktoren, die die Entwicklung bestimmen, nicht erreicht werden. Im Gegenteil, wenn der Verkehr zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten der Kunst nur über die Ausstellungen geht, kommt es nicht zu der innigen Berührung, ohne die auf beiden Seiten starke Kräfte verkümmern.

Daß in diesem Augenblick die Gesellschaft der Kunstfreunde vorgeht, hat gute Gründe. Der Kunsthandel ist nicht in der Lage dazu. Er kann nicht riskieren, daß ein Unternehmen mißlingt. Das Publikum ist mit der Photographie völlig zufrieden. Die Erinnerung an die Zeit, wo die Bildniskunst als Ölgemälde, Radierung und Lithographie in den Händen der Künstler lag, ist erloschen.

Die Gesellschaft der Kunstfreunde hat Gönner gefunden, die ihr einen Teil der Mittel gespendet haben. Von dem Erlös der Blätter sollen weitere Aufgaben gestellt werden.

Doch faßt die Gesellschaft die Angelegenheit keineswegs als rein lokaler Art auf. Um zu betonen, daß sie, soweit ihre Mittel reichen, die hervorragendsten Bildniskünstler des Reiches einzuladen gedenkt, hat sie sich an auswärtige Meister gewandt. Max Liebermann hat für sie ein Bildnis von

Justus Brinckmann radiert, Peter Behrens ein Bildnis Richard Dehmels, einen Holzschnitt (in helldunkel), ausgeführt. Von den hamburgischen Künstlern haben sich E. Eitner, J. v. Ehren, F. Schaper, W. v. Ruckteschell, A. Siebelist, Anna Tillmanns, Julius Wohlers zur Mitarbeit bereit gefunden.

An Aufgaben fehlt es in Hamburg nicht. Ich habe schon früher wiederholt darauf hingewiesen, daß allein für das künstlerische Bildnis der Geistlichen ein ständiger und sehr starker Bedarf vorhanden ist. Dazu kommen die Bildnisse hervorragender Frauen und Männer auf allen Gebieten und als ein ganz eigenartiges Feld das Senatorenbildnis. Doch soll dies erst später in Angriff genommen werden.

A. L.



MITGLIEDERVERZEICHNIS DER GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE

EHRENVORSITZENDER

Se. Magnifizenz Herr Bürgermeister Dr. Burchard

EHRENMITGLIED

Fräulein Ebba Tesdorpf

VORSTAND

Vorsitzender:
Herr Ed. Lorenz Lorenz-Meyer

Vorsitzende:
Frau Dr. Engel-Reimers

Schriftführer:
Herr Dr. P. Wohlwill

Stellvertretende Schriftführerin:
Fräulein Emma Droege

Kassenführer:
Herr Dr. G. T. Brandis

PRÜFUNGSKOMMISSION

Vorsitzender:
Herr Ed. Lorenz Lorenz-Meyer

Mitglieder:
Frau Dr. Engel-Reimers
Frau Generalkonsul Bohlen
Herr Professor Dr. Lichtwark
Herr Dr. H. Merck

ORDENTLICHE MITGLIEDER

Frau Albers-Schönberg
Frau Erdwin Amsinck
Herr Generalkonsul Ed. Behrens
Herr Theodor Behrens
Herr Direktor Dr. Fritz Bendixen
Herr Gustav Binder
Herr Dr. S. Blohm
Herr Otto Blohm
Frau Otto Blohm
Herr Oberlandesgerichtsrat Blumenbach
Frau Oberlandesgerichtsrat Blumenbach
Herr H. D. Boehme
Frau Generalkonsul Bohlen
Herr Oberlandesgerichtsrat Dr. Otto Brandis
Frau Oberlandesgerichtsrat Dr. Brandis
Herr Dr. G. T. Brandis
Frau Dr. G. T. Brandis
Fräulein Marie Brandis
Herr Professor Hans Brauneck
Frau Brettschneider, Alsterglacis
Herr Major Fritz Bronsart von Schellendorff, Berlin
Frau Veronika Bronsart von Schellendorff, Berlin
Fräulein Bodild Bronsart von Schellendorff
Herr Dr. A. W. Burchard
Fräulein M. Busse
Frau Dr. de Chapeaurouge
Fräulein Clara Dörken
Fräulein Emma Droege
Herr Otto Embden
Frau Otto Embden
Frau Dr. Engel-Reimers
Herr Staatsanwalt Dr. Ertel
Herr Architekt Julius Faulwasser
Fräulein Erna Ferber
Herr Dr. Fritzler
Frau Dr. Fritzler
Frau Professor Fritsch
Herr Oberlandesgerichtsrat Funke

Frau Oberlandesgerichtsrat Funke
Frau Elisabeth Gleisner, geb. Stoltz
Herr Adolf Glüenstein
Frau Dr. Emmy Götze
Herr Bernt Grönvold, Berlin
Frau Lili Hadenfeldt
Herr Dr. Hallier
Frau Theodor Hampe
Herr W. Hane
Herr L. Hansing
Fräulein Nanna von der Hellen
Frau Dr. Rudolf Hertz
Fräulein Johanna Hirsch
Fräulein Marie Hirsch
Herr Architekt Janda
Herr Heinrich Kaemmerer, Forsthaus Heimfelderholz b. Harburg
Herr Ernst Kalkmann
Fräulein Kaumann
Frau M. Kochen, geb. Kaemmerer
Herr Landrichter Dr. Knauer
Fräulein M. Kortmann
Frau Oberst v. Krause
Frau R. C. Krogmann
Frau Dr. Kümmell
Herr Rudolf Lazarus
Herr W. Leisewitz
Herr Dr. W. Lenel, Straßburg
Frau Olga Lewalter, geb. Spengel
Herr Professor Dr. Lichtwark
Frau Mary A. Loesener-Sloman
Herr Ed. Lorenz Lorenz-Meyer
Frau Justizrat Dr. Otto Magnus, Braunschweig
Fräulein Elsbeth Mahraun
Herr Dr. H. Merck
Herr Arnold Otto Meyer
Herr Dr. Mohrmann
Frau Möhring, geb. Tietjens
Herr Aug. W. F. Müller
Herr Dr. Müller
Herr Henry P. Newman
Frau Henry P. Newman, geb. von Düring
Frau Dr. Oberg
Frau Emilie Oestermann
Frau Toni O'Swald, geb. Haller
Herr Albrecht O'Swald
Frau Albrecht O'Swald
Die Patriotische Gesellschaft
Herr Hardesvogt Petersen in Lübeck
Herr R. Philippi
Frau Marie Pontoppidan
Frau A. Pulvermann
Frau Ida Robinow
Herr Dr. Robinow
Fräulein Emma Roosen
Herr Landgerichtsdirektor Schiefler
Frau Landgerichtsdirektor Schiefler
Fräulein Jenny Schiff
Herr Professor Schnars-Alquist
Frau Professor Schnars-Alquist
Frau Dr. Max Schramm
Frau W. Schröder, geb. Siemssen, Othmarschen
Frau Dr. Schütte, geb. Versmann
Frau Regierungsrat Schwabach
Herr Dr. Geert Seelig
Frau Dr. Seelig
Frau Dr. Simmonds
Herr Henry Sims
Frau Henry Sims, geb. Sauber
Herr Hugo Steffens, Wandsbek
Freu Hugo Steffens, Wandsbek
Frau Emanuel Stockhausen
Frau Dr. Ellen Strack
Herr Dr. med. Paul Sudeck
Herr Dr. v. Sydow
Frau Dr. v. Sydow
Herr O. L. Tesdorpf
Frau O. L. Tesdorpf
Frau Mary Thielen
Herr Oberlandesgerichtsrat Dr. Thomsen
Herr Hermann Tietgens
Frau Amélie Tietgens
Frau Versmann, geb. Heldt
Herr Dr. Versmann
Fräulein M. Viol
Frau Gerta Warburg, Altona
Frau Dr. Warburg, geb. Hertz
Herr Konsul Ed. Weber
Herr Geh. Justizrat und Kammerherr von Wedderkop, Eutin
Fräulein Olga Wichern
Fräulein Marie Woermann
Fräulein Frieda Wölber
Herr Amtsrichter Dr. Paul Wohlwill
Herr Dr. Albert Wolffson
Herr Landgerichtsdirektor Dr. Wulff
Frau Professor Olga Zacharias
Frau Oberlandesgerichtsrat Dr. Zacharias

Die Mitglieder der Gesellschaft werden auf einstimmigen Vorschlag der Prüfungskommission von den ordentlichen Mitgliedern gewählt; eine Meldung zur Aufnahme findet nicht statt.


1902
ENDE

